

Boris Buden

# FINDET EUROPA

Eine Suche  
in der Dolmetscherkabine

Dokufiktion

**FWF** Der Wissenschaftsfonds.

**bm**   
Bundesministerium  
für Verkehr,  
Innovation und Technologie

**WIEN**   
**KULTUR**

Der vorliegende Band erscheint als Teil des Projekts »Europe as a Translational Space. The Politics of Heterolinguality«, durchgeführt vom eipcp (European Institute for Progressive Cultural Policies) und gefördert von BMVIT (Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie) und FWF (Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung); Projekt: TRP34-G15.

Das eipcp wird unterstützt durch die Kulturabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung.

# Findet Europa

## Eine Suche in der Dolmetscherkabine

(Interdisziplinärer Workshop)

*Institute for Sustainable Democracy, (ISD), Salzburg*

TeilnehmerInnen:

Prof. Dr. Gideon van der Bredde

Institut für Übersetzungsstudien, Freie Universität

Brüssel

Studium der Politikwissenschaft und Germanistik an der FU Berlin und cultural studies an der Goldsmiths University London. Promotion in Politikwissenschaft an der Freien Universität Brüssel mit der Arbeit *Zum politischen Begriff der Übersetzung*. Gründer und Leiter des Instituts für Übersetzungsstudien. Zahlreiche internationale Veröffentlichungen, darunter: *Postliberalismus. Eine Einführung*, Wien 2008, *Translationalism. The Future of an Ideology*, London (erscheint in kürze)

Prof. Dr. Tania Horwath Meszaros

Institute for Sustainable Democracy

Salzburg

Studium der Philosophie und Politikwissenschaft an der Universität Wien. Promotion in International Relations am Department of Government, University of East Carolina. Lehre an den Universitäten Wien, Jena und Salzburg. Seit 2009 Leiterin des *Institute for Sustainable Democracy* in Salzburg. Gründerin der

Forschungsgruppe „Das politische Projekt ‚Europa‘“. Wissenschaftliche Veröffentlichungen zu den Themen: „Politische Institutionen in der EU“, „Bürger in der EU-Öffentlichkeit“, „EU-Politik: Macht oder Kraft?“, u.a. Zuletzt erschienen: *Europa, ich verstehe dich nicht. Zur Sprachpolitik der EU*, Salzburg, 2010.

Dr. Ana Slansky

Gesellschaft für translationale Kritik

Stockholm

Autorin, politische Aktivistin, Publizistin, Journalistin. Promotion in der Philosophie an der Lund Universität (Kants Begriff der Mündigkeit). Übersetzerin aus dem Englischen (Feminismus, postkoloniale Theorie, Philosophie). Redakteurin der Zeitschrift *Kritein*. Publikationen (Auswahl): *Only a Stone is Innocent. A Critique of Juridical Ideology*, Birmingham 2009, *Out of Königsberg. Translating Enlightenment*, Ithaca, 2012.

Prof. Dr. Nelia Stelmakh

Institut für postkommunistische Studien, Ivan Franko Universität

Lemberg

Studium der Literaturwissenschaft und Germanistik an der Ivan Franko Universität Lemberg. Promotion am Kulturwissenschaftlichen Institut der Humboldt-Universität zu Berlin mit der Arbeit *Die Chronotopoi des Postkommunismus: Von Bachtin zu Chakrabarty*. Publikationen zum Thema Osteuropa, Kulturen der Transition, Übersetzungstheorie. Übersetzungen aus dem Deutschen (Wolfgang Fritz Haug, Jürgen Trabant) und aus dem Englischen (Jon Solomon, Naoki Sakai). Zuletzt erschienen: *Der Verspätete Feminismus: Die Geschichte einer Übersetzung*, Kiew 2010.

Doz. Dr. Lukas Waldemeyer

Zentrum für politische Sprachwissenschaft, Georg-August-Universität Göttingen  
Göttingen

Lukas Waldemeyer ist Sprachwissenschaftler und Übersetzungstheoretiker. Er studierte Sprachwissenschaft in Konstanz und promovierte in Politikwissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er lehrt am Zentrum für politische Sprachwissenschaft, Universität Göttingen und ist Mitglied der internationalen Forschungsgruppe „Language and Justice“. Waldemeyer veröffentlicht Artikel und Essays zum Thema Übersetzung, Übersetzungstheorie, Sprachpolitik, linguistische Aspekte der Globalisierung. Waldemeyer ist Übersetzer aus dem Englischen und Französischen. Zuletzt veröffentlicht: *Globisch: Zur Dialektik der sprachlichen Staatenlosigkeit*, Bremen, 2011.

## Inhalt

Tania Horwath-Meszaros ----- S. 6

Begrüßungsrede: Europa, Gesucht in der Übersetzung

Ein paar Worte zum Workshop-Auftakt

1. Lukas Waldemayer ----- S. 11

Gleichheit der Sprachen in der Europäischen Union: Traum und  
Wirklichkeit

2. Nelia Stelmakh ----- S.31

Europa: Ein Raum der versagten Übersetzung

3. Ana Slansky ----- S. 48

Europatreu? Eine Übersetzungsperspektive

4. Gideon van der Bredde ----- S. 63

Wage den Verrat!

Tania Horwath-Meszaros

## **Begrüßungsrede: Europa, Gesucht in der Übersetzung**

### **Ein paar Worte zum Workshop-Auftakt**

Es ist unüblich und könnte sogar als unhöflich aufgefasst werden, eine Diskussion unter Gelehrten mit negativen Statements zu eröffnen. Doch genau das werde ich tun. Wir haben uns hier versammelt, um das Projekt der europäischen Vereinigung aus der Perspektive der Übersetzung zu diskutieren. Das Motiv scheint geradezu banal. Wie könnte so ein Projekt – politisch, kulturell und auch ökonomisch – ohne Übersetzung überhaupt denkbar sein? Da kommen etliche Nationen, und das heißt zugleich auch: etliche Sprachen und Kulturen, zusammen. Es muss also zwischen ihnen ständig übersetzt werden, wenn sie zueinander finden wollen. Doch es ist nicht so einfach. Mehr noch, gerade diese scheinbare Banalität unseres Motivs ist das heikelste Hindernis für unsere Diskussion. Sie beruht nämlich auf einer Reihe von Annahmen, die als gegeben hingenommen werden. Zum Beispiel: Wir wollen Übersetzung in der Praxis der europäischen Integration diskutieren, weil wir diese Integration unterstützen und sie verbessern und beschleunigen wollen – was sonst. Wirklich? Sind wir alle hier geborene Europa-Integrationisten, die sich mit dem EU-Projekt wie selbstverständlich identifiziert haben? Gibt es tatsächlich niemanden unter uns, der oder die an diesem Projekt ganz generell zweifelt und sich nicht sicher ist, ob es einen Sinn hat? Ist die Europäische Union in ihren ideologischen und politischen Voraussetzungen, wie auch in ihrer heutigen institutionellen Gestaltung, tatsächlich eine Selbstverständlichkeit, die nur Kranke – oder wie man eben solche Leute nennt, die Selbstverständlichkeiten nicht akzeptieren wollen – in Frage stellen können?

Nein, so ist es nicht und so soll es auch nicht werden. Europa, und insbesondere das aktuelle Projekt der europäischen politischen Integration ist keine teleologische Voraussetzung unserer Diskussion und stellt keinesfalls ihren ultimativen historischen Horizont dar. So ist Übersetzung auch kein Hilfsmittel, das diese Integration optimieren und Europa verbessern soll. Das Phänomen der

Übersetzung wird von einer genauso banalen Annahme begleitet, die fast automatisch als gegeben hingenommen wird: Übersetzung sei eine nutzbringende linguistische Praxis, die ausschließlich positive Auswirkungen auf jedem Gebiet des menschlichen Lebens hat, in dem sie eingesetzt wird, egal ob in der alltäglichen Kommunikation, in der internationalen Politik oder im kulturellen Austausch. Sie wird unmittelbar mit der Metapher des Brücken Schlagens gleichgesetzt, das eine Reihe von positiven Bedeutungen impliziert, etwa das Verbinden von Getrenntem bzw. das Aufheben von Differenzen – also ganz allgemein mit der Wiederherstellung unterbrochener Kommunikation. Soweit Übersetzung unter dem Paradigma der Kommunikation verstanden wird, wirkt sie sich notwendigerweise positiv auf die europäische Integration aus. Mehr noch, sie sei die Kraft der Integration schlechthin. So schrieb Boris Buden vor kurzem, dass Übersetzung, egal wo und wie auch immer wir sie in den europäischen Raum einführen, stets auf der guten Seite landen wird. Auf diese Weise sei jede Übersetzung in der EU, wie er schreibt, eine *eu*-Übersetzung im Sinne des griechischen Präfixes „εὖ“ („gut“), also eine gute Übersetzung.

Und wiederum sage ich: Nein! Wir haben uns hier nicht versammelt, um den unzweifelhaften Verdienst der Übersetzung für die europäische Integration zu bejubeln. Nicht nur schlägt Übersetzung Brücken, nicht nur verbindet sie, was vorher getrennt war, bringt durch die natürlichen sprachlichen Differenzen bedauerlicherweise getrennte Menschen wieder zusammen; letztendlich muss sie nicht unbedingt unter dem Kommunikationsparadigma verstanden werden. Das sollte der Ausgangspunkt unserer Debatte sein: Eine prinzipielle Ungewissheit über die Auswirkungen der übersetzerischen Praxis – im sprachlichen, kulturellen und politischen Sinne – auf das Projekt der europäischen Integration. Wenn sie dieses Projekt in seiner ideologischen Teleologie herausfordert statt es schlichtweg zu fördern, wenn sie vielmehr jene nichtintegrative, abbauende und ganz allgemein heterogenisierende Tendenz unterstützt und die real existierende Institution der Europäischen Union, statt sie weiter aufzubauen, eher abbaut, dann soll sie es eben tun bzw. sollten wir sie in dieser ihrer Eigenschaft auch anerkennen und den daraus resultierenden Konsequenzen für das Europa-Projekt ins Gesicht sehen.

Das ist umso wichtiger, da die positiven Auswirkungen der Übersetzung auf die europäische Integration offensichtlich schon anerkannt und – ich möchte betonen: unkritisch – reflektiert worden sind.

Zur Erinnerung: Alle offiziell anerkannten Sprachen der Europäischen Union – es gibt im Moment 23 davon – gelten als gleichberechtigt. Das wurde schon im Artikel 248 des Vertrags von Rom 1957 festgelegt. Dieser lautet folgendermaßen: „Dieser Vertrag ist in einer Urschrift in deutscher, französischer, italienischer und niederländischer Sprache abgefasst, wobei jeder Wortlaut gleichermaßen verbindlich ist [...]“. Mit jeder der folgenden Erweiterungen der EU wurden neue Sprachen hinzugefügt, die alle gleichermaßen verbindlich sind. Und doch finden sich in dem riesigen Haufen von Dokumenten und Texten, die von der EU produziert werden, keine Übersetzungen. Alle Texte sind, um das Zitat nochmals zu bemühen, eine „Urschrift in deutscher, französischer, italienischer [...] Sprache.“ Alles ist also das Original. Es gibt keinerlei Übersetzungen. Ist das nicht merkwürdig? Unter dieser Oberfläche, die nur Originale zulässt, findet sich jedoch eine gewaltige Übersetzungsmaschinerie der EU, die sogenannte GD Übersetzung (Generaldirektion Übersetzung), der interne Übersetzungsdienst der Europäischen Kommission, in dem derzeit nahezu 1800 Linguisten und 600 weitere Mitarbeiter\_innen als Unterstützungspersonal beschäftigt werden. Tatsächlich sind also alle Sprachen der EU in unterschiedliche Formen und Ebenen der Übersetzungspraxis involviert. Doch dieser Tatbestand kann politisch und ideologisch nicht anerkannt werden. Da haben wir es schon mit dem ersten Widerspruch zu tun, der auch zum Ausgangspunkt unserer Diskussion gemacht werden soll. Die EU ist nicht in der Lage, die Wahrheit ihrer enormen Übersetzungspraxis ideologisch zu integrieren. Sie muss sie, aus welchem Grund auch immer, verneinen.

Diese Praxis ist in Wirklichkeit aber höchst ambivalent. Nehmen wir als Beispiel den Europäischen Gerichtshof (EuGH) in Luxemburg. Dieser hat eine einzige Arbeitssprache, nämlich Französisch. Alle vom Gericht verwendeten Dokumente werden daher entweder auf Französisch verfasst oder ins Französische übersetzt. Die Fälle werden indes in der Sprache eines bestimmten

Mitgliedsstaates vor Gericht gebracht, sodass die Sprache des jeweiligen Staates zur Sprache des Falls wird. Gleichwohl werden die Rechtsmeinungen des EuGH erst dann veröffentlicht und wirksam, wenn sie in alle 23 offiziellen Sprachen der Union übersetzt sind. Man könnte daher annehmen, dass es eine Menge Arbeit für Übersetzer\_innen am EuGH gibt. Falsch! Der EuGH beschäftigt an sich keine Übersetzer\_innen. Die Sprachexpert\_innen in dieser Institution sind auch Anwälte\_innen, die Zugang zu vertraulichem Material haben, die denselben Verfahrensregeln unterliegen wie Anwälte\_innen und deren Meinungen auch in die Entwürfe einfließen. Es gibt also keine klare Grenze zwischen dem Verfassen eines Gesetzes und seiner Übersetzung. Das bedeutet aber auch, dass keine Gesetzesfassung Übersetzung genannt werden kann, da alle Fassungen Originale sind. Den grundlegenden Sprachregeln der EU zufolge findet in ihren administrativen Institutionen keinerlei Übersetzung statt.

Inoffiziell aber gibt es eine Sprache, welche in den Institutionen der Europäischen Union, in ihren Korridoren, Cafés, Bistros, in ihren Hinter- und Nebenräumen als gemeinsame Sprache der dort arbeitenden Menschen gilt: Englisch, was sonst.

Trotzdem geht es dabei um kein Prinzip, sondern lediglich um eine Praxis, die, wie die Tatsache der Übersetzungspraxis, nicht offiziell anerkannt werden darf. Sonst würde sie die Teleologie als auch die Selbstlegitimation des ganzen EU-Projekts aufs Spiel setzen. Europa nämlich braucht Illusionen, um nicht zu sagen, ideologische Verblendungen. Es muss sich selbst weiterhin als die Verkörperung des universalen historischen Fortschritts sehen, egal wie viel Selbstbetrug es kostet.

So bejubelt Europa sich gerade in seiner Sprachpolitik, die als die ultimative Verwirklichung des Prinzips der Gleichheit zwischen Sprachen gelten soll. In diesem Sinne schreibt David Bellos in seinem sonst wunderschönen Buch zu Übersetzung *Was macht der Fisch in meinem Ohr?*, dass die Sprachpolitik der EU eine revolutionäre Wende erkennen lässt: „Anders als alle früheren Imperien, Gemeinschaften, Verträge und internationalen Organisationen spricht die EU

weder eine einzige Sprache, noch eine endliche Anzahl von Sprachen. Sie spricht in allen Sprachen, die sie braucht, welche auch immer das sein mögen.“

Haben wir es in der heutigen Europäischen Union tatsächlich mit einer in der welthistorischen Perspektive revolutionären sprachlichen Wende zu tun?

Mit dieser Frage möchte ich unsere heutige Debatte eröffnen.

Doz. Dr. Lukas Waldemayer, Göttingen

## **Gleichheit der Sprachen in der Europäischen Union: Traum und Wirklichkeit**

Wie wir heute bereits gehört haben, beruht die in der Europäischen Union gängige Übersetzungspraxis auf dem Prinzip der Gleichheit zwischen den Nationalsprachen der Mitgliedstaaten. Wir wurden auch darüber informiert, dass es einige Ausnahmen gibt, etwa im juristischen Bereich, wo manche Sprachen – die so genannten Arbeitssprachen – etwas „gleicher“ sind als die anderen. Doch im großen und ganzen gilt das Prinzip der Gleichheit unter den Sprachen der Union als verwirklicht. Obwohl also einige der Sprachen anscheinend etwas wichtiger sind und mehr gebraucht werden als andere, ist es keiner von ihnen gelungen, zur offiziellen Sprache der Union zu avancieren. Und darin sollten wir einen historischen Fortschritt erkennen. In Gestalt der Europäischen Union, so lautet etwa die These von David Bellos, entsteht das erste Mal ein mehrsprachiges und multikulturelles politisches Gebilde, das weder eine einzelne Sprache noch ein im Voraus bestimmtes Set von Sprachen zu ihren offiziellen Amtssprachen erklärt hat. Und deshalb bestimmt Übersetzung die Alltagspraxis der Union. Auf der anderen Seite verschweigt man uns nicht, dass es sehr wohl eine Sprache gibt, die in so genannten inoffiziellen Situationen oder Räumen, also in den Cafés, Lobbys und Korridoren der EU-Institutionen, schon längst die Oberhand gewonnen hat. Wir wissen sehr wohl, um welche Sprache es dabei geht – um Englisch, was denn sonst?

Meine Frage ist sehr einfach: Wollen wir den Widerspruch tatsächlich nicht sehen? Ich denke an den Widerspruch zwischen einer abstrakten Gleichheit, die nur in den offiziellen, institutionellen Räumen der Union zur Geltung kommt, und dem, was man auf Englisch – wenn Sie erlauben – *reality on the ground* nennt. Damit meine ich nicht das Leben draußen auf den Straßen, in der so genannten Alltagswelt. Ganz im Gegenteil, ich denke an jene Sphären des Lebens, in denen die für uns wichtigsten Entscheidungen getroffen werden, die

wirtschaftlichen oder politischen Entscheidungen etwa, die unser Leben in der Europäischen Union, aber auch außerhalb ihrer Grenzen, in der globalisierten Welt bestimmen. Das schließt für mich auch die Sphären der kulturellen Produktion mit ein, in denen die hegemonialen Verhältnisse der Gegenwart produziert und reproduziert werden. Denken sie bitte an die Begriffe, mit denen wir arbeiten und durch die wir unsere Ideen artikulieren, an die die Konzepte und die Gedanken, die auch unser Thema der Übersetzung betreffen: In welcher Sprache werden diese heute geprägt und formuliert? Oder, wenn Sie so wollen: Welche Sprache sprechen Wissen und Macht heute?

Lassen Sie mich hier einen Künstler bzw. ein Kunstwerk zitieren, das aus einem einzigen Satz besteht und das ich als Motto für meinen Vortrag gewählt habe: *An artist who cannot speak English is no artist*. Der Autor dieser konzeptkünstlerischen Arbeit ist der kroatische Künstler Mladen Stilinović. Vor mehr als zehn Jahren fand ich mich, bekleidet mit einem T-Shirt, auf dem eben dieser Satz abgedruckt war, in Budapest in Gesellschaft einiger junger Künstler. Einer von ihnen, und zwar ein Amerikaner, reagierte sehr aggressiv auf die Botschaft. Er hat sich vielleicht angesprochen oder auch herausgefordert gefühlt, und musste seinen Widerspruch offen artikulieren – und zwar unbedingt mir gegenüber, sondern vielmehr in Richtung seiner ungarischen Kollegen. Warum? Woher rührte seine so vehemente Ablehnung? Es geht um die Verneinung im guten alten Freud'schen Sinn: Selbst dann, wenn ein verdrängter Inhalt bereits endgültig und deutlich zum Ausdruck gebracht worden ist, wehrt ihn das Subjekt immer noch ab. – Nein, hat er gesagt, in der Kunst gebe es keine Vorherrschaft der englischen Sprache, und Künstler, die, wie er, Englisch sprechen, seien keineswegs privilegiert, es herrsche doch Gleichheit unter uns, egal welche Sprache wir sprechen.

Ich behaupte jedoch, dass es sie gibt, die Hegemonie einer Sprache und der in dieser Sprache stattfindenden Kultur- und Kunstproduktion.

Dazu zunächst ein paar ernüchternde Daten: Dem *Index Translationum* zufolge werden jährlich ca. 80.000 Bücher übersetzt, und zwar in bis zu 200 Sprachen.

Fast 60 Prozent dieser Bücher sind Übersetzungen aus einer einzigen Sprache, aus dem Englischen, eh klar.

Der niederländische Soziologe Johan Heilbron deutet diese Tatsache entsprechend dem *core-periphery*-Modell. Er geht von der Hypothese aus, dass Übersetzungen nicht nur die zuverlässigsten Indikatoren für die Dynamik und den Charakter der internationalen kulturellen Verhältnisse sind, sondern dass sie das, was er das „kulturelle Weltsystem“ nennt, ausmachen. So spricht er vom *world system of translation* – ich übersetze das als das Weltsystem der Übersetzung ins Deutsche – als der Perspektive, unter der das Phänomen der Übersetzung am besten zu verstehen ist. Weder der Fokus auf die so genannte *source*-Sprache bzw. *source*-Kultur, also das Vergleichen der Übersetzung mit dem Original und seinem sprachlich kulturellem Kontext, ein Fokus, der typisch ist für die Betrachtungsweise von Übersetzern und Lernmethoden der sprachlichen Übersetzung, noch auch das Verstehen von Übersetzungen in dem Kontext, in dem sie produziert und rezipiert werden, lässt uns die Bedeutung und Funktion der Übersetzung in der heutigen Welt begreifen. Stattdessen, so Heilbron, sollten wir Übersetzung in ihrer globalen Dimension erfassen, d. h. im Kontext von miteinander in Beziehung stehenden Verhältnissen zwischen Sprachen und Sprachgruppen, oder wie er es nennt, in der Struktur und Dynamik des Weltsystems der Übersetzung.

Wo es also um Übersetzungen geht, ist die Dominanz der englischen Sprache unbestritten. Übersetzung nimmt im Kern-Peripherie-Modells nach Heilbron eine Art von hyperzentraler Stellung ein. Er nennt das *hypercentral position*, ein Terminus, den er vom niederländischen Soziologen Abram de Swaan übernommen hat, der seinerseits das globale Sprachensystem analysiert und klassifiziert hat.

Dieses System ist hierarchisch organisiert und hat insgesamt vier Ebenen. Zwei Sprachen, nämlich Deutsch und Französisch, haben eine zentrale Stellung (*central position*); und jeweils zehn Prozent der Übersetzungen weltweit erfolgen aus diesen beiden Sprachen. Auf der dritten Ebene, der so genannten semi-zentralen Position (*semi-central position*) finden sich sieben oder acht

Sprachen – wie etwa Spanisch, Italienisch, Russisch, usw. Aus diesen Sprachen werden nur ein bis drei Prozent aller in der Welt übersetzten Bücher übersetzt. Alle anderen Sprachen befinden sich auf der vierten Ebene bzw. in der Peripherie. Aus ihnen werden auf dem globalen Übersetzungsmarkt weniger als ein Prozent aller Buchübersetzungen gemacht. Zwar gehören einige dieser Sprachen zu den meistgesprochenen Sprachen in der Welt, wie etwa Chinesisch, Japanisch oder Arabisch, doch ihre Rolle in der weltweiten Übersetzungsökonomie ist marginal.

Innerhalb dieses Systems hat Heilbron interessante Korrelationen entdeckt. Zum Beispiel: je höher die Stellung der Sprache in der globalen Hierarchie der Übersetzung, desto weniger Übersetzungen erscheinen auf dem Büchermarkt dieser Sprache. Nur zwei bis vier Prozent aller in den Vereinigten Staaten und Großbritannien veröffentlichten Bücher sind Übersetzungen. In Frankreich und Deutschland hingegen sind es wesentlich mehr, nämlich zwischen zwölf und achtzehn Prozent. Dasselbe gilt für die „semi-zentralen“ Sprachen, auf deren Buchmärkten mehr als zwanzig Prozent der Bücher Übersetzungen sind. Unter jenen Büchern schließlich, die in den „peripheren“ Sprachen publiziert werden, finden sich über 30 Prozent Übersetzungen, wie etwa in Griechenland und Portugal. Und im Falle der Niederlande gehen wiederum drei von vier Übersetzungen auf englischsprachige Originalwerke zurück.

Dass innerhalb dieses Systems keineswegs Gleichheit und Gerechtigkeit herrscht, wird aus dem Gesagten klar. Doch auch Ungleichheit und Ungerechtigkeit haben eine eigene Logik. Für eine zentral positionierte Sprache gilt Folgendes: Es werden viele Übersetzungen *aus* dieser Sprache gemacht, aber es wird nur sehr wenig *in* diese Sprache übersetzt. Umgekehrt, wird viel in periphere Sprachen übersetzt, aber sehr wenig aus ihnen.

Was sagen uns diese Daten? Nicht nur, dass, wie Heilbron feststellt, die internationale Übersetzungsökonomie von einem strukturellen Ungleichgewicht zwischen Import und Export gekennzeichnet ist. Auch der Status der Übersetzung im jeweiligen kulturellen Wertesystem variiert erheblich. Während in den „Peripheriesprachen“ bzw. „Peripheriekulturen“ Übersetzungen aus

anderen, vor allem aber aus den zentral positionierten Sprachen eine wichtige Rolle spielen – und zwar sowohl im allgemein kulturellen als auch im politischen Sinne –, werden sie im kulturellen Leben der zentral positionierten Sprachen gering geschätzt. Nicht überall ist Übersetzung als Form der kulturellen Produktion gleichermaßen wichtig. In den Fällen, in denen sie nichtsdestotrotz eine wichtige Rolle innehat, sind die Gründe für ihre Anerkennung sehr vielfältig und müssen kritisch analysiert werden, dahingehend, dass nach der Position der jeweiligen Sprache innerhalb des Weltsystems der Übersetzung gefragt wird.

Denn dort, wo viel übersetzt wird und wo die kulturelle und intellektuelle Produktion stark von Übersetzungen aus anderen Sprachen beeinflusst wird, gelten auch andere Theorieansätze. Für eine „Peripheriesprache“, egal wie groß oder klein bzw. wie alt oder jung sie ist – sei es also Chinesisch oder Neugriechisch – ist jenes berühmte Diktum von Wilhelm von Humboldt über das Übersetzen als eine der notwendigsten Arbeiten in der Literatur einer Nation noch immer gültig. Man kann sich mühelos und produktiv mit den Themen, Dilemmas und Thesen der deutschen romantischen Übersetzungstheorie identifizieren. Wenn bis zu dreißig Prozent aller Bücher in der Kultur einer Nation Übersetzungen sind, ist es selbstverständlich, dass man sich fragt, welche Rolle Übersetzung in dieser Kultur spielt, welche Funktion sie im Bildungswesen einnimmt, oder welche Art von Übersetzung dieser Rolle und Funktion am besten dient. Da ist es plausibel, sich Gedanken zu machen, z. B. über das in den Übersetzungen erlaubte Ausmaß des Fremden, oder sich die Frage zu stellen, wie viel Fremdes ich mir als Übersetzer in der Sprache meiner Übersetzungen erlauben darf und wie dieses Fremde auf „unsere“ Sprache, das heißt, auf die Sprache meiner Nation wirkt. Trägt es zu ihrer Bildung, zur Förderung ihrer Kultur bei, oder wird diese im Gegenteil bedroht? Wird, wie wir heute sagen würden, ihre Identität aus dem Gleichgewicht gebracht, oder noch schlimmer, löst diese Identität sich auf, wird die Nation, wie es in der rechtspopulistischen Propaganda heute heißen würde, „überfremdet“? Das waren bekanntlich auch schon die Fragen Humboldts, die er vor zweihundert Jahren meisterhaft beantwortet hat. Das Fremde war ihm willkommen, aber nur bis zu einem gewissem Grad. Bis zu welchem Grad? Die Beantwortung dieser Frage hat er

nicht dem professionellen Gewissen eines jeden einzelnen Übersetzers überantwortet, sondern vielmehr dem patriotischen Gefühl, der Aufgabe der „Nationenbildung“, mit der dieser sich, so Humboldt, identifizieren sollte.

Wenn also fast ein Drittel der gelesenen Bücher in einer Gesellschaft Übersetzungen sind, wird die soziale Relevanz der Übersetzungstätigkeit zur Selbstverständlichkeit. Und was sozial relevant ist, ist auch politisch wichtig. Darin liegt der große Verdienst der deutschen romantischen Übersetzungstheoretiker, dass sie die politische Bedeutung der Übersetzung erkannt und explizit angesprochen haben. Das muss ganz klar berücksichtigt werden, bevor man sie, wenn auch zu Recht, des Nationalismus bezichtigt.

Wie tief das Politische in der konkreten Übersetzungspraxis eingelassen sein kann, zeigt auch die Entscheidung Schleiermachers, wenn es um eines der ewigen Dilemmas des Übersetzens geht: Ist es angemessener, wortwörtlich oder sinngemäß zu übersetzen? Schleiermacher hat sich für Ersteres ausgesprochen. Es sei nicht schlecht, beim Lesen einer Übersetzung, wie er ausdrücklich betont, „das Gefühl des Fremden“ zu haben. Auch Humboldt verwirft das, was er „ekler Scheu vor dem Ungewöhnlichen“ nennt. Das Fremde in einer Übersetzung zu spüren sei gut, da es von einer Bereicherung der eigenen Sprache und Kultur zeuge, nämlich von einer, so Humboldt, „Erweiterung der Bedeutsamkeit und der Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache“, was seinerseits eine „wohltätige Einwirkung auf die Nationalbildung“ habe. Schleiermacher setzt nicht zuletzt seine Methode der sogenannten französischen entgegen, die die Logik des sinngemäßen Übersetzens, also des Domestizierens, befürwortet. Auch beim Übersetzen will sich die deutsche Nation gegen die französische durchsetzen. Wer übersetzt, wird also nolens volens in einen Kulturkampf verwickelt und kann der Politik nicht aus dem Weg gehen.

Meine These ist die Folgende: Die Übersetzungspraxis, die in die Peripherie des Weltsystems der Übersetzung verdrängt wird, ist schon durch diese ihre Position anfälliger für traditionelle, binaristische Übersetzungstheorien, weil sie ihre politische Realität oft unmittelbar ansprechen, das heißt, die Realität der essentialistischen politischen Ansprüche bzw. des Nationalismus und religiösen

Fundamentalismus. Dabei liegt es nicht an mir, zu beurteilen, ob sich die Sprachen und Kulturen der „Übersetzungsperipherie“ in der Selbstreflexion ihrer Übersetzungspraxis bzw. in ihrer Verwicklung in einen endlosen Kulturkampf auf der welthistorischen Ebene befinden oder ob sie mit den heute fortgeschrittensten theoretischen Ansätzen mithalten können. Sie können sich weder selbst im althegeianischen Begriff der Weltgeschichte wiedererkennen, noch ist das, was theoretisch übergeordnet ist, auch politisch relevant. Ihr Problem, das heißt, das Problem ihrer peripheren Lage, lässt sich nicht von der konkreten Praxis des Übersetzens trennen. Um es auf den Punkt zu bringen: Es ist ausgerechnet ihre Übersetzungstätigkeit, und zwar paradoxerweise ein „zu viel“ an Übersetzungstätigkeit, das sie peripher macht. Sie leiden sozusagen an einem „Overkill an Übersetzung“.

Ganz anders hingegen die hyperzentralen und zentralen Sprachen und Kulturen. Wie schon gesagt, in diese Sprachen wird nicht viel übersetzt, und wenn doch, dann vor allem untereinander. Das Beispiel der Niederlande, wo drei von vier Übersetzungen aus dem Englischen stammen, ist sagt viel aus. Insgesamt neunzig Prozent aller Buchübersetzungen in diesem Land werden aus drei zentralen Sprachen gemacht: aus dem Englischen, dem Französischen und dem Deutschen. Das heißt gleichzeitig, dass dort nur eins von zehn Büchern aus einer der übrigen 197 Sprachen der Welt übersetzt wird. Und nur zur Erinnerung: Weltweit werden Buchübersetzungen aus und in etwa 200 Sprachen gemacht.

An dieser Stelle sollten wir uns die simple *common sense*-Erklärung des Übersetzungsphänomens vergegenwärtigen. Warum wird übersetzt? Weil Menschen verschiedene Sprachen sprechen und sich deshalb nicht verstehen können. Zum Glück gibt es dieses linguistische Hilfsmittel, die Übersetzung, das eingesetzt wird, um die sprachliche Differenz zu überbrücken und so die Kommunikation zwischen zwei seit jeher bestehenden Sprachen und Kulturen zu ermöglichen. Trotz ihrer gravierenden ideologischen Kontaminierung, die hier mit Recht offen kritisiert wird, würde ich die Metapher der Brücke (und zwar ausgerechnet aus ideologiekritischen Gründen) in unserer Diskussion über Europa und Übersetzung gerne beibehalten, doch unter folgendem Vorbehalt: Wir sollten uns diese Brücke unbedingt zweispurig vorstellen, und zwar so, dass

diese zwei Spuren nicht gleichmäßig belastet werden. Während in eine Richtung reger Verkehr herrscht, bewegt sich in der anderen fast nichts fort. Selbst wenn man Übersetzung unter einem solchen heute obsolet gewordenen Kommunikationsparadigma versteht, verrät sie uns viel über die Machtverhältnisse, die unsere Welt heute bestimmen. So erscheint jene wohl bekannte Phrase von „*the West and the Rest*“ auch dort, wo es um Übersetzung geht, erstaunlich plausibel. Am Beispiel der Niederlande lässt sich zugespitzt behaupten, dass die drei westlichen Zentralsprachen kulturell fast zehnmal mehr wiegen als die restlichen 197 Sprachen. Es wird sehr viel *aus* diesen, aber nur sehr wenig *in* diese drei Zentralsprachen übersetzt. Und umgekehrt, es wird viel *in* die Restsprachen, doch ganz wenig *aus* ihnen übersetzt.

Diese Tatsache bietet genug Anlass, um im Rahmen des Weltsystem der Übersetzung Schlussfolgerungen zu ziehen zum Status der Zentral- bzw. der „Restsprachen“ : Jene paar Zentralsprachen verhalten sich zum Rest der Weltsprachen wie ein Original zu seinen Übersetzungen, und zwar ganz im Geiste des Übersetzungskonzepts, das dem *common sense* folgt, nämlich dass das Original als ein zu göttlichen Höhen erhobenes und sich jedem Übersetzungsversuch entziehendes Gebilde gilt; so als wäre es eine Art Kantisches Ding an sich, das für unsere Sinne unerreichbar ist, und als wäre seine Übersetzung eine bloße Erscheinungsform, die im Verhältnis zum Original immer zweitrangig und untergeordnet bleibt. Wie theorie-historisch obsolet dies auch immer sein mag, dieses Übersetzungskonzept liefert uns doch ein reales Bild der Verhältnisse, die das Weltsystem der Übersetzung bestimmen. Das System ist asymmetrisch. Auf der einen Seite ist es reich an Originalen und arm an Übersetzungen, auf der anderen genau umgekehrt, originalarm und übersetzungsreich. Diese Asymmetrie zeigt ihr wahres Gesicht, wenn man die Inhalte in Betracht zieht, die durch Übersetzungen vermittelt werden: Demokratie, Menschenrechte, Wissen, künstlerische und allgemein kulturelle Werte usw. Was bedeutet es, wenn man etwa in Bezug auf Demokratie sagt, dass die eine Seite originalreich, die andere aber übersetzungsreich sei?

Was für das Weltsystem der Übersetzung gilt, gilt auch für den Übersetzungsraum Europa. Hinsichtlich seines Anteils an der Summe aller

jährlich weltweit übersetzten Bücher ist der alte Kontinent in der Tat ein wahrer Übersetzungsraum. Fast neunzig Prozent aller Bücher, die in der Welt übersetzten werden, werden in Europa übersetzt. Doch innerhalb dieses Raums gibt es etwa im Bereich der Literatur doppelt so viele Übersetzungen aus dem Englischen, im Vergleich zu den anderen 25 Sprachen, die in der Hierarchie direkt dahinter rangieren. Es muss auch das berücksichtigt werden, was übersetzt wird. In den Niederlanden, wo in der Übersetzungsstatistik zwischen 33 Inhaltskategorien wie etwa „Religion“, „Recht“, „Prosa“ oder „Geschichte“ unterschieden wird, sind alle diese Kategorien nur in den Übersetzungen aus dem Englischen vertreten; aus dem Deutschen sind es 28, aus dem Französischen 22, aus dem Italienischen 10 usw. Aus den Randsprachen des Weltsystems der Übersetzung werden erwartungsgemäß nur ganz wenige Kategorien übersetzt.

Es geht hier nicht nur um einen Unterschied bezüglich der inhaltlichen Vielfalt der Übersetzungen, den in fast voller Bandbreite übersetzten Zentralsprachen einerseits und die inhaltliche Armut der Übersetzungen aus den Peripheriesprachen andererseits. Eine genauere Analyse dieser Inhalte würde mit Sicherheit auf die Rolle der Übersetzungen in der globalen Arbeitsteilung und in der Reproduktion der globalen Herrschaftsverhältnisse hinweisen. Im Großen und Ganzen ist das alles durchaus in Einklang mit dem *core-periphery*-Modell: Während vom Zentrum zu den Rändern die Güter fließen bzw. , wie in unserem Fall, die vorgefertigten Diskurse der gegenwärtigen Wissens- und Kulturproduktion, fließen in entgegengesetzter Richtung die Ressourcen bzw. das rohe Informationsmaterial, das der „höheren“ diskursiven und kulturellen Verarbeitung in den Zentralsprachen harrt und seinerseits in diskursiv verarbeiteter und übersetzter Form in die Peripherie zurückexportiert wird.

Als weltgrößter, produktivster und mächtigster Übersetzungsraum spiegelt Europa in seinem Inneren alle wichtigen Merkmale wieder, vor allem aber die Machtverhältnisse des Weltsystems der Übersetzung. Es ist genauso asymmetrisch und hierarchisch organisiert – wenn man sich die Zentral- und Peripheriesprachen Europas und die Ungleichheiten zwischen den Sprachen im Hinblick auf den Stellenwert und die Rolle der Übersetzung ansieht. Und hier in

Europa, ebenso wie in der ganzen Welt, dient Übersetzung nicht nur dazu, das gegenseitige Verstehen der Menschen zu ermöglichen, die durch sprachliche Differenzen getrennt sind. Sie ermöglicht auch hier die Transmission von Macht, die Verstetigung und Erweiterung von Herrschaftsverhältnissen und die Einschränkung der zivilen Rechte und Freiheiten. Übersetzung hat also auch eine hässliche Seite, die sie nicht gerne zeigt, besonders nicht in Europa, wo sie mit ausgesprochen erhabenen Zwecken identifiziert wird. Hier soll Übersetzung den Raum der bereits verwirklichten Demokratie, der sozialen Stabilität und des irreversiblen kulturellen Fortschritts noch homogener, transparenter, durchgängiger, harmonischer, toleranter, gerechter usw. machen.

Dass aber Übersetzung sehr oft das Gegenteil davon bewirkt, möchte kaum jemand glauben. Das liegt nicht nur an der Naivität der wohlwollenden europäischen Vernunft, sondern auch am traditionellen Übersetzungsmodell, das auf dem Modell der Kommunikation basiert: Dieses besagt, dass Übersetzung eine Verbindung zwischen zwei unterschiedlichen, bereits bestehenden Spracheinheiten, der so genannten *source*- und *target*-Sprache darstelle. Und dass sie das durch die sprachliche Differenz „natürlich“ verhinderte Fließen von Informationsinhalten – hermeneutisch gesprochen, von Bedeutungen – ermögliche. Dass diese abstrakt vergleichbaren Spracheinheiten zugleich automatisch als voneinander klar abgrenzbare Räume vorgestellt werden, und zwar sowohl im kulturellen wie im politischen Sinne, versteht sich von selbst. Man sagt Sprache und meint gleichzeitig Nation oder Ethnie mit einer eigenen, einmaligen Kultur, einer bestimmten geographischen Verortung und einem sozialen Gebilde, die ihre politisch-institutionellem Ausdruck im Nationalstaat findet. Es ist also nicht verwunderlich, dass diese Darstellung von Übersetzung so perfekt dem Weltverständnis entspricht, das aus einer kartographischen Vogelperspektive abgeleitet wird, dem Bild eines bunten Clusters von Nationen mit ihren jeweiligen Sprachen und Kulturen. In diesem Bild hat Übersetzung ihren eigentlichen Ort immer dazwischen, im Außen einer Sprache, Kultur oder Nation, dort, wo diese eine andere Sprache, Kultur oder Nation berührt. Ihr authentisches Zuhause scheint das „inter“ der internationalen und interkulturellen Welt zu sein, die sie wie eine Art kommunikativer Klebstoff

zusammenhält. Daher rührt ihr so positives Image, und zwar in suprahistorischer Hinsicht: Was im babylonischen Sinne auseinandergefallen ist, bringt Übersetzung wieder zusammen. Wer würde ihr dabei nicht applaudieren wollen?

Natürlich haben wir es hier mit Ideologie zu tun. Die Darstellung von Übersetzung als rein sprachlichem Verhältnis zwischen zwei a priori gegebenen Spracheinheiten entspricht so sehr der existierenden Weltordnung, weil sie selbst aktiv an deren Reproduktion, samt all der damit einhergehenden Machtverhältnisse, mitwirkt. Sie tut dies nicht zuletzt dadurch, dass sie die Machtverhältnisse ausblendet. So gesehen, scheinen die *source*- und *target*-Sprache linguistisch gleichwertig. Als fände Übersetzung immer zwischen Sprachen statt, die zwar *all different*, aber trotzdem *all equal* sind. Aber wie die bereits erwähnten statistischen Daten zeigen, sind die Verhältnisse zwischen den Sprachen im Weltsystem der Übersetzung alles andere als gleich. Mehr noch, die statistische Analyse, die zwar von einzelnen Nationalsprachen als Vergleichseinheiten ausgeht, zeigt ein ganz anderes Bild: Übersetzung findet in einem globalen System von hierarchisch stratifizierten Übersetzungssphären statt, die sich, ebenso wenig wie das ganze System, nachträglich nicht in einzelne Spracheinheiten zurückbilden lassen. Während wir es in der traditionellen Perspektive mit Übersetzung als rein sprachlichem Verhältnis zu tun haben, das sich zugegebenermaßen auch sozial auswirkt, ist Übersetzung in der neuen Perspektive selbst ein soziales Verhältnis, das aber selbstverständlich auch sprachliche Voraussetzungen hat.

Soweit man also von Europa als Übersetzungsraum sprechen kann, und wie ich schon gezeigt habe, kann man das in einem ganz besonderen Sinn, reproduziert und spiegelt dieser Übersetzungsraum die Verhältnisse, die das Weltsystem der Übersetzung bestimmen in doppelter Hinsicht: Europa ist selbst so ein System von hierarchisch organisierten Übersetzungssphären und dementsprechend ungleichen Verhältnissen zwischen etwa originalreichen und übersetzungsarmen Sprachen einerseits, originalarmen und übersetzungsreichen Randsprachen andererseits, und mit einer Sprache – der englischen – in der so genannten hyperzentralen Position. Und darüberhinaus

nimmt Europa, das selbst ein Teil des Weltsystems der Übersetzung ist, eine hyperzentrale Position ein. Es ist das Subsystem, das den Rest dieses Weltsystems überlagert.

Kurz gesagt: Weder kann Europa als ein an sich einheitlicher Übersetzungsraum verstanden werden, noch kann es ohne Rücksicht auf seine Position und Rolle innerhalb des Weltsystems der Übersetzung als solches betrachtet werden.

Unter diesen Voraussetzungen scheint also die Behauptung, in der Übersetzungspraxis der Europäischen Union sei das Prinzip der Gleichheit unter Sprachen bereits verwirklicht, nicht nur falsch, sondern auch politisch irreführend, weil uns eine historisch erworbene und politisch erkämpfte Herrschaftsposition als zivilisatorischer Fortschritt verkauft wird. Die angeblich bereits existierende Gleichwertigkeit der Sprachen wäre demnach ein Wert, der der europäischen kulturellen Identität inhärent ist, der quasi genetisch vorprogrammiert und von Anfang an da gewesen ist. Und Werte, so wissen wir, muss man pflegen und schützen. Man muss sie insbesondere vor jenen schützen, die sie nicht haben. Wenn Europa übersetzt, tut es das immer unter gleichen Sprachen. Die Ungleichheit, auch in der Übersetzung, ist nämlich ein kultureller Mangel der Anderen.

In Wahrheit ist die Gleichwertigkeit der Sprachen, die sich gegenseitig übersetzen, weder ein kultureller Wert noch eine an einem auserwählten Ort politisch schon verwirklichte bzw. institutionell garantierte Praxis, sondern ein normatives Postulat. Eines, das uns vor allem dazu dienen sollte, einen kritischen Einblick in reale politische Ungleichheiten zu gewinnen, in deren Reproduktion Übersetzung als soziales Verhältnis zutiefst verwickelt ist – und zwar sowohl im heutigen Europa, als auch weit über seine kulturpolitische Grenzen hinaus.

## Diskussion

Horwath-Meszaros: Zuerst möchte ich mich bei Ihnen bedanken, dass Sie uns in Bezug auf unser Thema, Europa als Übersetzungsraum, auf einige „harte Fakten“ hingewiesen haben. Üblicherweise ignorieren wir ja diese trockenen Stimmen aus der Realität und finden all diese statistischen Daten nicht betrachtungswürdig, fast so als würde man auf einem Symposium, statt mit zu diskutieren, die Wirtsrechnung akribisch analysieren. Wir beschäftigen uns lieber mit einem Benjamin-Zitat, da fühlt sich jeder zuhause. Die Statistik ist für uns wie ein fremdes Territorium, in dem man sich schnell verirrt.

Was mich aber an all den Daten, die Sie uns präsentiert haben, vor allem beeindruckt hat, sind die Dimensionen der Ungleichheiten zwischen den Sprachen. Ich wusste schon irgendwie, dass aus diesen wenigen Zentralsprachen wesentlich mehr als aus allen anderen übersetzt wird, aber dass etwa in den Niederlanden, wie Sie sagten, neun von zehn Büchern aus nur drei westlichen Sprachen übersetzt werden, oder dass sechzig Prozent aller weltweit übersetzten Bücher Übersetzungen aus dem Englischen sind, stellt meine Realitätsvorstellung auf die Probe. Für mich ist insbesondere die globale Hegemonie der englischen Sprache ein brisantes Thema. Sie haben sie erwähnt, jedoch nicht näher analysiert – verstehen Sie das bitte nicht als Kritik – und genau darum möchte ich gerade in diesem Punkt mit einem Kommentar anschließen, und zwar ganz im Sinne einer sehr wichtigen Erkenntnis, die Sie uns vermittelt haben. So wie ich es verstanden habe, wollten Sie uns sagen, dass die traditionelle Theorie der Übersetzung dem Problem gar nicht gewachsen ist, auf das die statistischen Daten verweisen?

Waldemeyer: Das habe ich zwar nicht explizit so gesagt, aber man kann aus dem Gesagten darauf schließen. Das Problem ist, dass das traditionelle *common sense*-Verständnis von Übersetzung diese als eine Art Kommunikationsverkehr darstellt, der zwischen zwei abstrakt vergleichbaren Spracheinheiten, in der Regel zwischen zwei Nationalsprachen stattfindet. Als würden sich beim

Übersetzen diese zwei Sprachen auf einem neutralen Terrain als gleichwertige, in ihrer Struktur identische und untereinander austauschbare Subjekte treffen. Wie zwei Fußballmannschaften, die jeweils gleiche Felder besetzen, jeweils elf Fußballer haben, die an wechselseitigen Positionen spielen und die den gleichen Regeln folgen, die von außen auferlegt werden. Mal ist der Ball bei der einen, sagen wir, bei der *source*-Sprache, und sie soll ihn ins Tor der anderen, der so genannten *target*-Sprache schießen, mal umgekehrt. Die von mir zitierten und, ich gestehe, nicht ausreichend analysierten statistischen Daten, zwingen uns aber, die Frage zu stellen: Was, wenn eine Mannschaft hundert oder sogar mehr Spieler hat und die andere hat nur einen oder zwei? Was, wenn die eine auf einem tausend Mal größerem Feld spielt als die andere, und sie spielt gar nicht Fußball, sondern Wasserball? Und noch dazu gibt es keinen Schiedsrichter, nicht einmal in Gestalt der *translation studies*? Und trotzdem findet das Spiel, ergo Übersetzung statt. Wahrscheinlich habe ich es mit dem Fußballvergleich übertrieben, aber Sie verstehen, worauf ich hinaus will.

Van der Brede: Ja, und genau darauf will ich auch hinaus. Sie haben nicht übertrieben, sofern man bereit ist, mit Ihnen über einen rein sprachlichen Begriff der Übersetzung hinaus zu denken. Letztendlich haben sie selbst gesagt, dass Übersetzung vor allem ein soziales Verhältnis ist. Gerade von diesem Standpunkt aus möchte ich auf einen Transformationsprozess hinweisen, der zwar nicht unmittelbar mit Übersetzung zu tun hat, der aber indirekt den gesamten europäischen Übersetzungsraum, vor allem wenn es um die Verhältnisse zwischen Sprachen geht, in einem anderen Licht erscheinen lässt. Es geht, wie ich schon angedeutet habe, um die berüchtigte Vorherrschaft der englischen Sprache.

Kürzlich veröffentlichte Jürgen Trabant, ein prominenter deutscher Sprachwissenschaftler und, was für unser Thema besonders interessant ist, laut Wikipedia der *Professor of European Plurilingualism* in Bremen, einen Artikel in der Frankfurter Allgemeinen und zwar ausgerechnet zu seinem Thema – dem aktuellen Zustand der Mehrsprachigkeit in Europa. Er behauptet, dass die

Mehrsprachigkeit Europas ein gescheitertes Projekt sei. Genauer gesagt, sei jenes politische Projekt gescheitert, das sich als Ziel die Förderung der Mehrsprachigkeit in der Europäischen Union gesetzt hatte. Nach dem Plan eines Kommissars – ja, die Union widmete der Mehrsprachigkeit sogar einen eigenen Kommissar – hätte jede Europäerin und jeder Europäer drei Sprachen lernen sollen: die Muttersprache und dazu noch zwei andere europäische Sprachen. Der Plan wurde nie realisiert und der Posten eines für die Mehrsprachigkeit zuständigen Kommissars wurde letztlich abgeschafft. Warum? Die Europäer haben nicht eingesehen, warum sie neben ihrer Muttersprache und dem Englischen als Fremdsprache noch eine zusätzliche Fremdsprache lernen sollten, wenn sie sich doch auf Englisch überall gut verständigen, oder wie Trabant explizit sagt, alle ihre kommunikativen Bedürfnissen befriedigen können. Dazu kommt auch, dass die nationalen Regierungen in der EU nicht von der Idee begeistert waren, in jeder Schule zusätzliche Lehrer\_innen für alle dreiundzwanzig europäischen Sprachen einstellen zu müssen. Dies hat nach Trabant zu einer Politik der sprachlichen Vereinheitlichung des Kontinents geführt, eine Politik, die besonders in den Ländern Nordeuropas und Deutschland am konsequentesten betrieben wird. Diese Sprache, die Europa vereinheitlicht, ist natürlich Englisch.

Der Transformationsprozess, um den es sich dabei handelt, lässt sich nicht bloß auf die – ungerechte – Vorherrschaft einer Sprache zurückführen. Das ganze Feld der europäischen Mehrsprachigkeit und damit auch das, was wir hier den europäischen Übersetzungsraum nennen, wird in einem qualitativen Sinne neu strukturiert, oder besser „rück-strukturiert“, da es sich um einen retrograden Prozess handelt. Trabant nennt diesen Prozess die Revernakularisierung der europäischen Nationalsprachen. Seiner Meinung nach, entsteht ein sozio-linguistischer Zustand, der im Großen und Ganzen ans Mittelalter erinnert, als Latein in den oberen Schichten der Gesellschaften gebräuchlich war, während man unten auf der Ebene des alltäglichen Lebens die so genannten Volkssprachen – *vulgare* – sprach. Heute wiederholt sich diese Situation dergestalt, dass oben in den hohen und wichtigen Diskursen die höhere Sprache Englisch gesprochen wird, während die alten Nationalsprachen zunehmend

unten im Alltag und bei weniger wichtigen Redeanlässen zum Einsatz kommen. Damit fallen die heutigen Nationalsprachen – und Trabant meint dabei nicht nur die kleinen Sprachen Europas, wie etwa Tschechisch, Dänisch oder Griechisch, sondern auch Sprachen, die Sie als zentral definiert haben, also Deutsch und Französisch –, diese Nationalsprachen fallen also zurück in den Zustand der niederen Alltagssprachen, eben der alten Vernakularsprachen, aus dem sie sich seit dem 16. Jahrhundert, mit viel Mühe, gegen das Hohe Latein emporgearbeitet hatten. Diese mit der mittelalterlichen durchaus vergleichbare Lage hat also vielmehr mit einer Zweisprachigkeit, oder wie Trabant es nennt, einer Diglossie, als mit jener Mehrsprachigkeit zu tun, die zum normativen Prinzip des demokratischen Funktionierens der EU-Institutionen erhoben wurde. Meine Frage ist jetzt, was diese neue bzw. alte Lage für die Übersetzungsprozesse im heutigen Europa bedeutet. Oder noch konkreter: ich frage mich, ob sich diese Lage im traditionellen Konzept der Übersetzung überhaupt artikulieren lässt?

Waldemeyer: Bevor Sie diese rhetorische Frage selbst beantworten – bitte entschuldigen Sie, dass ich sie unterbreche – möchte ich auf ein wichtiges Moment in der These von Jürgen Trabant aufmerksam machen. Ich nämlich habe auch seinen Text in der *Frankfurter Allgemeinen* gelesen und finde ihn unumgänglich für unsere Diskussion über die Rolle der Übersetzung in Europa. Trabant ist über diese Entwicklung in doppelter Weise besorgt. Einerseits sieht er, wie die alten europäischen Nationalsprachen zu neuen Vernakularsprachen verkümmern, wie sie ihr Ansehen bei ihren Sprechern verlieren und lokal und provinziell werden. Andererseits kann das Englische, das sie eben zu Vernakularsprachen macht, seiner Rolle als Identifikationssymbol für Europa nicht gerecht werden. Damit – und das ist der entscheidende Punkt für Trabant – geht, wie er es nennt, die Europäität Europas verloren. Mit anderen Worten, durch die Revernakularisierung der europäischen Nationalsprachen verliert Europa seine Identität. Trabant glaubt nämlich, dass sich diese „Europäität“ bzw. die Identität Europas nur in der Pluralität der europäischen Nationalsprachen äußert. Und wie kann sich überhaupt etwas in einer Pluralität der Sprachen artikulieren, wenn nicht durch Übersetzungen unter diesen Sprachen. Doch mit

der Revernakularisierung der Nationalsprachen wird auch die Übersetzungspraxis unter ihnen gesellschaftlich und kulturell entwertet. Die Übersetzungen unter den europäischen Nationalsprachen werden sozusagen zu Übersetzungen zweiter Klasse. Muss ich noch einmal betonen, dass nur die Übersetzungen *aus* dem Englischen und noch mehr *ins* Englische Übersetzungen erster Klasse sind? Sofern man also von einem europäischen Übersetzungsraum spricht, ist dieser Raum kein einheitlicher, sondern ein durch hierarchische Verhältnisse geteilter Raum. Was aber bedeutet es für die Identität Europas, wenn uns Trabant implizit sagt, dass diese Identität Europas oder, mit seinem Begriff, die Europäität nur durch die Übersetzungsprozesse unter den europäischen Nationalsprachen artikulierbar ist?

Van der Bredde: Ich muss da jetzt einhaken, da ich gerade zu der Frage einige Zitate aus seinem Text habe. So schreibt Trabant zum Beispiel, ich zitiere, „Europa ist [...] eine gemeinsame Erbschaft in seinen verschiedenen Sprachen, die aufeinander hören und miteinander und mit der gemeinsamen Vergangenheit verbunden sind.“ Dieses aufeinander Hören und miteinander verbunden Sein deutet klar auf die Übersetzungspraxis hin, doch das sagt Trabant nicht explizit. Er muss es auch nicht, weil ihm Übersetzung im traditionellen Sinn – und Trabant versteht sie ganz offensichtlich in diesem traditionellen Sinn – nur als eine Art linguistisches Verbindungsinstrument zwischen Sprachen gilt. Sie selbst ist nicht in der Lage, irgendeine Identität zu kreieren, da diese im Wesentlichen immer schon in den Nationalsprachen enthalten ist. So schreibt er: „Die Muttersprache bleibt das Gefäß der europäischen Tradition, das in der Nation bewahrt und gepflegt wird.“ Da bleibt Trabant der Humboldt’schen Sprachtheorie treu, die den Geist, oder wie wir heute sagen würden, die Identität der Nation in ihrer Sprache verortet. Die Europäität, von der er spricht, ist in ihrem Originalzustand immer schon im Container der Muttersprache bzw. in der Nation deponiert. Doch wie artikuliert sich dann diese Europäität im Raum der europäischen Mehrsprachigkeit? Soll man sie etwa als eine einfache Summe der nationalen Übersetzungsaktivitäten verstehen, mittels derer die europäischen Nationalsprachen ihre jeweiligen

Europäitäten austauschen? Dem Theoretiker der europäischen Mehrsprachigkeit fehlt es offensichtlich an einer Übersetzungsperspektive bzw. an einem Begriff der Übersetzung, der über die Vorstellung einer gegenseitigen sprachlichen und kulturellen Beeinflussung von zwei bestehenden Nationalsprachen hinausgeht. Sonst bleiben wir dabei, dass Übersetzung an sich keine Europäität beinhaltet, da sie eben kein Gefäß ist, sondern höchstens ein Schöpflöffel, mit dem man die jeweiligen Inhalte von einem in das andere nationalsprachliche Gefäß schöpft.

Waldemeyer: Durch die Revernakularisierung verlieren aber diese Gefäße ihre Inhalte, die vom Englischen übernommen werden, und so geht letztlich die Europäität verloren. Das ist die Folge einer Anglisierung des Kontinents, die, wie Trabant behauptet, der Logik der sprachlichen Uniformierung geschuldet ist, die Nationalsprachen einst durchzusetzen versucht haben. So wie damals die nationalstaatlichen Erziehungsinstitutionen die Aufgabe übernommen haben, den ganzen Raum des Nationalstaates sprachlich zu vereinheitlichen, genau so lernt man heute europaweit Englisch – vom Kindergarten bis zur Universität. Und so wie damals, als die Nationalsprachen die regionalen Sprachen an die Ränder getrieben oder zum Verstummen gebracht haben, wie zum Beispiel im Fall des Französischen gegenüber dem Bretonische oder dem Okzitanischen, gehen heute, nach Trabant, die ganzen europäischen Nationalsprachen, wie Deutsch oder Italienisch, im Englischen unter. Doch dieses Englisch, das sonst die hohen Diskurse zunehmend beherrscht, ist für Europa nicht in derselben Weise Identifikationssymbol, wie es beispielsweise Französisch für die Bürger der Französischen Republik war. Englisch ist für Trabant keine authentisch europäische Sprache. Es ist global und als solches kulturell vorwiegend amerikanisch konnotiert. Um es auf den Punkt bringen, Englisch ist für Trabant zu fremd für Europa. Weder hat es dem alten Kontinent in der Vergangenheit eine Identität verliehen, noch kann es das in der Zukunft tun.

Van der Bredde: Wir dürfen nicht vergessen, dass Trabant auch eine sehr konkrete Lösung des ganzen Problems vorgeschlagen hat. Er plädiert nämlich für

eine funktionelle Aufteilung zwischen dem Englischen und den anderen europäischen Sprachen. So sollte Englisch weiterhin allgegenwärtig bleiben und in der Schule intensiv gelehrt werden, doch reduziert auf seine kommunikative Funktion, als eine Art Verkehrssprache der internationalen Kommunikation. Die alten Nationalsprachen ihrerseits dürfen sich nicht aus hohen Diskursen vertreiben lassen. Ganz im Gegenteil, sie sollten ihre sublimen Fähigkeiten bewahren und sich dadurch kulturell noch erhöhen. Nur auf diese Weise, glaubt Trabant, kann die alte Europäität gerettet und gefördert werden.

Ich lasse die Frage beiseite, inwieweit solche Vorschläge überhaupt realistisch sind. Was ich aber mit Sicherheit sagen: Der Versuch, die Bedeutung europäischer Mehrsprachigkeit in all ihren sozialen, kulturellen und vor allem politischen Auswirkungen zu verstehen, ohne dabei reale Übersetzungspraxen zu berücksichtigen und kritisch zu reflektieren, ist vollkommen vergeblich. Das allgegenwärtige Faktum der Übersetzung nur implizit und in einer der heutigen Realität unangemessenen Bedeutung in die Argumentation einzubeziehen, reicht nicht. Gerade weil Europa mehrsprachig ist, ist es auch ein Übersetzungsraum und als solcher muss er auch ausdrücklich thematisiert werden. Nicht unbedingt, um Probleme wie die zunehmende Vorherrschaft der englischen Sprache und ihre angeblich verheerende Auswirkung auf die Identität Europas endlich zu lösen, sondern um das ganze Problemfeld radikal umzudefinieren.

Horwath-Meszaros: Leider haben wir keine Zeit, diese spannende Diskussion weiter fortzusetzen, so dass ...

Stelmakh: Bitte nur noch eine Bemerkung, ich werde mich ganz kurz fassen. Ich finde nämlich diese Diskussion sogar noch relevanter, wenn es um das Schicksal der kleinsten Nationalsprachen Europas geht. Ihre Revernakularisierung ist noch viel weiter vorangeschritten als bei den zwei, drei nicht-englischen Zentralsprachen wie Deutsch oder Französisch. Und es ist nicht nur English, das sie untergehen lässt. Insgesamt muss ich sagen, dass dieses pathetische Leiden unter dem Joch der so hilflos amerikanisierten und globalisierten englischen

Sprache selbst eine innereuropäisch ziemlich imperiale, das heißt, europäisch westliche Angelegenheit ist. Die so genannten hohen Diskurse, gemeint ist also ein intellektuell hoch-sophistizierter Gebrauch der Sprache, in den kleinsten europäischen Sprachen wie etwa in meiner Muttersprache, dem Bulgarischen oder im Slowakischen, Slowenischen usw., bestehen schon längst nur noch aus Übersetzungen aus den Zentralsprachen. Diese kleinsten Sprachen sind also schon längst zu den alten Vernakularen verkümmert, und trotzdem haben sie ihre vor allem politische Funktion als kulturelle Identitätsstifter ihrer Nationen nicht eingebüßt. Als solche funktionieren sie weiterhin, doch nur noch auf der Ebene dessen, was man heute im Englischen *cultural heritage* nennt.

## **Europa: Ein Raum der versagten Übersetzung**

Was heißt es zu sagen, Europa sei ein Raum der Übersetzung? Eine sinnvolle Antwort auf diese Frage muss sich zuerst von der Banalität der Mehrsprachigkeit distanzieren: Da in Europa viele Sprachen gesprochen werden, gibt es auch zahlreiche Übersetzungen unter ihnen, was, so lässt sich folgern, den Kontinent zu einem Übersetzungsraum macht. Dieser erscheint dann als ein Behälter voll von verschiedenen Spracheinheiten, konkreter, voll von Nationalsprachen, die dadurch miteinander verbunden werden, dass zwischen jeweils zwei von ihnen übersetzt wird. Was aber haben diese Spracheinheiten und Übersetzungen mit Raum zu tun? Wie kommt es dazu, dass uns die sprachliche Praxis als raum-besetzend, raum-füllend, oder auch raum-bildend erscheint? Welche Rolle spielt dabei die Übersetzung?

Es scheint, dass uns schon das weitverbreitete und dem so genannten *common sense* folgende Übersetzungsverständnis eine vernünftige Antwort auf diese Frage gibt. Und dieses besagt, dass Übersetzung dann erforderlich ist, wenn sich Menschen untereinander sprachlich nicht verstehen können.

Stellen wir uns diese Situation als ein kurzes Dramolett vor. In der ersten Szene treten zwei Personen auf. Person A und Person B versuchen, miteinander zu reden, doch sie verstehen einander nicht und bleiben daher sprachlos. Die Spannung steigt, die Stille wird unerträglich. Auf einmal betritt eine dritte Person die Szene, nämlich die Übersetzerin, die die Rolle der Vermittlerin zwischen diesen zwei verstummten Kreaturen übernimmt. Die Spannung löst sich. Die Kommunikation fließt wieder, aber nicht bloß zwischen Person A und Person B, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, sondern – und das ist entscheidend – zugleich zwischen Sprache A und Sprache B. In dem Verhältnis, das zwischen den beiden Personen durch das Auftreten der dritten Person entstanden ist, die die Übersetzung personifiziert, wird nämlich jede von ihnen fast automatisch als Sprecherin einer besonderen Sprache identifiziert, die im Prinzip eine Nationalsprache ist. Dies scheint auch nachträglich der Grund für ihr

gegenseitiges Nichtverstehen: Sie hätten sich nicht verstanden, weil sie zwei verschiedene, klar voneinander abgegrenzte Sprachen sprechen. Mit anderen Worten, in unserem Dramolett stehen die beiden Personen A und B stellvertretend für ihre jeweilige Sprache, die aber gleichzeitig eine soziale und politische Einheit impliziert, etwa eine Nation, eine besondere Geschichte, eine einmalige Kultur, eine reale politische Institution, z. B. einen Nationalstaat, und damit einen bestimmten, klar abgegrenzten sprachlichen, historischen, kulturellen, politischen und letztendlich auch geographischen Raum. So kommt es, dass Übersetzung nicht nur zwischen der Person A und der Person B bzw. zwischen der Sprache A und der Sprache B vermittelt, sondern auch zwischen zwei bestehenden Räumen.

Lassen wir hier die Frage, ob Übersetzung auch selbst einen eigenen Raum besetzen bzw. bilden könnte, vorerst offen, und fragen wir lieber, was Übersetzung mit der räumlichen Perzeption der Sprache eigentlich zu tun hat.

Bemerkenswert ist nämlich, dass in unserem Dramolett die Übersetzung die Szene sozusagen im Nachhinein betritt. Dies erweckt den Anschein, dass die zwei durch ihre Sprecher vertretenen Sprachen immer schon da waren, ohne dass sie je etwas mit der Übersetzung zu tun gehabt haben. Das hat dann automatisch zur Folge, dass die Übersetzung einem vorgegebenen, in sich geschlossenen, innerlich vereinheitlichen Sprachraum gegenüber als etwas Äußerliches entgegentritt. Die Vorstellung eines solchen Sprachraums schließt also die Übersetzung sowohl zeitlich als auch räumlich aus.

Die Nachträglichkeit und Äußerlichkeit der Übersetzung sind nämlich die Hauptmerkmale des heute gängigen Übersetzungsverständnisses, das auf dem Postulat eines bereits bestehenden und an sich homogenen Sprachraums basiert. Mehr noch, diese beiden Merkmale scheinen sogar eine notwendige Vorbedingung dafür zu sein, dass Sprache räumlich wahrgenommen wird. Übersetzung strukturiert die Situation, in der sie ausgeübt wird, auf performative Weise. Diese Performativität, die sich von der Übersetzungspraxis nicht trennen lässt, fasste Naoki Sakai im Begriff der Adressierung zusammen. Jeder Akt der Übersetzung setzt nämlich eine Adressierung voraus. Wenn etwa

die Person der Übersetzerin in unserem Dramolett die Szene betritt, adressiert sie die beiden Personen nicht bloß als zwei Menschen, die sich aus einer Reihe von unterschiedlichen Gründen und zu einem bestimmten Grad nicht verstehen, sondern als Mitglieder von zwei verschiedenen Sprachgemeinschaften bzw. als Bewohner von zwei klar voneinander getrennter Sprachräumen. Es ist diese Adressierung, die nachträglich den Grund des gegenseitigen Nichtverstehens erklärt, das auf ihre Zugehörigkeit zu zwei verschiedenen Sprachgemeinschaften bzw. Sprachräumen zurückzuführen ist. Die Person A hätte die Person B nicht verstanden, weil diese eben eine Deutsche, die andere etwa eine Französin ist. Oder noch zugespitzter, weil die erste einer deutschen Gemeinschaft, also der deutschen Nation, die zweite aber der französischen angehört; weil Erstere ihr authentisches Zuhause nicht nur im sprachlichen, sondern auch im historischen, kulturellen und politischen Sinne im „deutschen Raum“ hat. Dieser wird sowohl durch eine gemeinsame, genealogisch generierte und kanonisierte Geschichte, als auch durch eine gemeinsame, ebenso genealogisch kanonisierte Kultur zusammengehalten und ist politisch in den Container des deutschen Nationalstaates eingebettet. Und das gilt selbstverständlich auch für ihr französisches Pendant. Die beiden erscheinen dann, zusammen mit ihren entsprechenden Sprachräumen, in einem reziproken Verhältnis. Sie gelten als durchaus kommensurable Elemente einer größeren Struktur, nämlich einer in Nationen, Nationalsprachen, Nationalkulturen und Nationalstaaten aufgeteilten Welt.

Man kann jedoch die beiden Merkmale, die die Position der Übersetzung im Verhältnis zu den a priori gegebenen Sprachräumen bzw. Sprachgemeinschaften bestimmen, nämlich ihre Posteriorität und Exteriorität, in einer für diese Form der Adressierung entscheidenden Eigenschaft zusammenfassen – die Zweitrangigkeit der Übersetzung. Sie ist tiefst in das Fundament des traditionellen Übersetzungsverständnisses als notorisches Binärverhältnis zwischen den so genannten *source*- und *target*-Sprachen eingebettet. Und dieses Verständnis von Übersetzung impliziert nahezu automatisch einen Unterschied hinsichtlich ihres Rangs bzw. zwischen dem Originaltext in einer Sprache und seiner sekundären Produktion in einer anderen Sprache. Demnach gilt

Übersetzung in ihrem Verhältnis zum Original als in jeder Hinsicht zweitrangig, vor allem aber im Sinne der Authentizität. Es wird als selbstverständlich angenommen, dass ein Text oder eine Rede nur dann authentisch ist, wenn jene Leser bzw. die Hörer adressiert werden, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehören bzw. den gleichen Sprachraum bewohnen, wie der Autor selbst. Mehr noch, dieser Modus der Adressierung gilt als „normal“ oder als „natürlich“. Er postuliert einen Raum der ursprünglichen sprachlichen Homogenität, einen an sich vollkommen transparenten Raum, in dem Kommunikation reibungslos funktioniert. Aber diese angeblich lückenlose Kommunikation wird wiederum „nur“ durch eins garantiert – die als selbstverständlich angenommene Zugehörigkeit zu ein und derselben Gemeinschaft, konkret: zu einer Sprachgemeinschaft, die einen bestimmten Raum besetzt bzw. bildet, mit all ihren historisch-politischen Voraussetzungen, vor allem aber mit ihrem institutionellen Ausdruck, dem Nationalstaat.

Wir reden hier von einer Situation, die Sakai das „Regime der homolingualen Adressierung“ nennt. Dieses Regime bezeichnet eine historisch entstandene und politisch kontingente Präsentation von sprachlicher Übersetzung und von Sprache überhaupt, die nicht perfekt mit dem Bild der heutigen Welt als einem *cluster* voneinander klar differenzierbarer Sprachen, Kulturen, Nationen und Nationalstaaten perfekt übereinstimmt. Vielmehr hat sie einen großen Anteil daran, die reale politische Ordnung, welche dieses Bild widerspiegelt, performativ mit zu produzieren.

So erscheint der europäische Raum unter dem Regime der homolingualen Adressierung als kleiner Ausschnitt des großen Weltbildes, also als ein *mini-cluster* von Sprachen, Kulturen, Nationen, usw.. Und doch weist dieser Raum eine entscheidende Besonderheit auf. Denn im Unterschied zur Welt hat Europa ein sprachliches Außen, weshalb es nicht nur als ein Raum der Übersetzung, sondern auch als ein übersetzbarer Raum wahrgenommen wird. Auf diese Weise kann Europa – freilich nur unter dem genannten Regime der homolingualen Adressierung – dem Rest der Welt gegenüber den Status eines Originals einnehmen, das es zu übersetzen gilt. Dass dann all die darauf folgenden Europa-Übersetzungen im Verhältnis zu diesem Original als zweitrangig eingestuft

werden müssen, versteht sich aus der Perspektive der Homolingualität von selbst. Aus dieser Perspektive ist es auch klar, dass alle Übersetzungen dem „Original-Europa“ gegenüber notwendigerweise zeitlich verzögert sind. Mit anderen Worten, sie sind nicht nur weniger authentisch, sondern treten auch später auf als ihr Original.

Diese Konstellation muss unbedingt berücksichtigt werden, wenn man die aktuellen Integrations- und Erweiterungsprozesse der Europäischen Union verstehen will. Auf der Ebene der Erkenntnis sind letztere wichtiger, besonders wenn es um die so genannte Osterweiterung der EU geht. Man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, dass die europäische Integration, wie sie seit Jahren vor sich geht, erst durch die Idee und Praxis der Erweiterung ihren wahren Sinn annimmt. Die Tatsache, dass der Erweiterungsprozess weiterhin offen ist, dass also die äußersten Ostgrenzen der EU bzw. das ideologisch-politische Limit der europäischen Integrationsidee, als noch immer entschieden gelten, ist diesbezüglich nicht als ein erst zu lösendes Problem der Integration zu verstehen, sondern vielmehr als eine geradezu ideale Lösung des gesamten Integrationsproblems. Es ist genau das offene Ende des europäischen Integrationsprojekts, das dessen schmerzhaft innere Risse ideologisch so weitreichend anästhesiert, dass Europa politisch in Bewegung gehalten wird und seine Integration teleologisch legitimiert werden kann. Um es auf den Punkt zu bringen: Durch die sogenannte Osterweiterung der EU öffnet sich Europa nicht gegenüber seinem östlichen Außen, sondern füllt seine innere Leere aus.

Doch worum geht es eigentlich bei dieser Erweiterung der Union nach Osten? Eine Antwort auf diese Frage muss unbedingt von jenem historischen Ereignis ausgehen, das die genannte Osterweiterung der EU erst möglich machte, nämlich dem Zusammenbruch der realsozialistischen Regime Osteuropas in den Jahren 1989/1990. Schon damals, als das Ereignis noch im Gange war, fasste Jürgen Habermas seine Bedeutung unter dem Begriff der „nachholenden Revolution“ zusammen. Ihm zufolge hätte sie den osteuropäischen Gesellschaften den Weg dafür frei gemacht, versäumte Entwicklungen nachzuholen. Das Versäumte bestand eigentlich in der im Westen vollzogenen bürgerlichen bzw. kapitalistischen Modernisierung – eine, die Habermas, wenn

er den westlichen mit dem östlichen Teil Deutschlands vergleicht, als „politisch glücklichere und ökonomisch erfolgreichere Entwicklung“ bezeichnet. Damit wurde aber der ganze postkommunistische Osten im Sinne seiner historischen Verspätung definiert. Der Nachholprozess, besser bekannt unter der englischen Phrase „transition to democracy“, bekam also einen klaren Zweck: Er sollte an die im Westen verwirklichten Formen des politischen, ökonomischen und kulturellen Lebens und im ganz konkreten Sinne an die Europäische Gemeinschaft Anschluss finden.

Dieser Anschluss des Ostens durch das Einholen des Westens war zugleich auch der Entwurf für das Setting des europäischen Erweiterungsprojekts. Die räumliche Bewegung des europäischen Westens ostwärts erfolgte über die zeitliche Bewegung des Ostens westwärts. Doch zusammen genommen bilden die beiden ein- und dieselbe Bewegung, nämlich den uns wohlbekannten Progress. Die Erweiterung der Europäischen Union ist in der Tat ein Projekt der historischen Progression, und gerade als solches legitimiert es sich auch. Nicht nur erweitert sich die Gemeinschaft der europäischen Nationalstaaten und Nationen im geopolitischen Sinne nach Osten, sie schreitet dadurch auch historisch voran, um die Werte, auf denen sie sich gegründet sieht, im qualitativen Sinne zu erweitern. Die Expansion hat die Bedeutung eines linearen Fortschritts, mehr noch, seinetwegen findet sie überhaupt statt.

Das ideologische Triebwerk des ganzen Erweiterungsmechanismus ist ein „Erfüllen von Kriterien“. Um Mitglied der Europäischen Union zu werden, muss, wie wir wissen, jedes Beitrittsland bestimmte Kriterien erfüllen, die von der Union auferlegt werden. Die Rede ist ganz allgemein von den wohlbekannten Werten der westlichen liberal-demokratischen und – was oft verschwiegen wird – kapitalistischen Ordnung, wie etwa eine institutionell stabile Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Achtung und Schutz der Minderheiten, aber auch Marktwirtschaft bzw. die Fähigkeit, sich dem Wettbewerb innerhalb der Union zu stellen und die aus der Mitgliedschaft erwachsenen Verpflichtungen zu übernehmen, sowie einer Reihe von weiteren ähnlichen Features. Es wird auch als selbstverständlich angenommen, dass die Mitglieder in spe diese Features entweder noch nicht besitzen, oder sie in einem „unreifen“ Zustand aufweisen,

weshalb sie vor dem Beitritt einen Anpassungsprozess durchmachen und für eine Weile in einem Übergangsstadium bleiben müssen. Erst nach dem Beitritt können sie die Werte, die sich Europa bereits angeeignet und die zum intrinsischen Bestandteil ihrer Identität wurden, auch für sich beanspruchen.

Doch diese Konstellation impliziert noch etwas: dass die jetzigen Vollmitglieder der EU all jene Werte nicht nur in ihrem „reifen“, sondern zugleich in ihrem Originalzustand besitzen. Das hat aber weitgehende Folgen für die Bedeutung und Artikulation dieser Werte. Es entsteht der Eindruck, dass etwa die Demokratie ausgerechnet in Europa zuhause ist und dass sie sich nur hier in ihrer eigentlichen Sprache äußert, dass sie sozusagen nur in Europa ihre Muttersprache spricht. Doch wie spricht sie dann außerhalb des europäischen Raumes? In den anderen Sprachen freilich, doch das scheint dann wiederum nur in Übersetzungen möglich, die aus dem europäischen Original erfolgt sind.

In der Tat erscheint das ganze Erweiterungsszenario in seiner ideologischen Wahrheit erst dann, wenn man es als einen Übersetzungsprozess versteht, was es oft tatsächlich auch ist. Ein beträchtlicher Teil des Nachholens besteht im wahrsten Sinne des Wortes aus sprachlichen Übersetzungen. In den Beitrittsländern werden vor allem die Gesetze der Mitgliedsstaaten bzw. der Union selbst übersetzt, wodurch weite Teile des Lebens in diesen Ländern neu reguliert werden – und das oft bis ins kleinste Detail. Die demokratischen Prozeduren der gesetzgebenden Institutionen, die die Aufgabe haben, die Gesetze souverän zu verabschieden, werden auf eine Art Übersetzungstätigkeit reduziert, und zwar ohne dass diese als solche anerkannt werden würden. Denn sonst wäre die Souveränität der gesetzgebenden Gewalt in Frage gestellt.

Es ist also das Beitrittsverfahren qua Übersetzungsprozess, das dem europäischen Raum die Eigenschaft der Originalität verleiht und alles, was sich in Europa politisch, ökonomisch oder kulturell abspielt, dementsprechend „originalisiert“. Der Raum Europas – und des darin implizierten Westens – wird auf diese Weise zum teleologischen Paradigma der historischen Progression und zum unerreichbaren Vorbild für jede Entwicklung außerhalb seiner Grenzen. Die räumliche Expansion der Europäischen Union wird selbst in eine zeitliche

Dimension übersetzt. Mehr noch, sie wird zum Maßstab jeder zeitlichen Bewegung, zu einer Art zeitlicher Null-Zone, in der die historische Zeit mit sich selbst identisch ist. Ausgehend davon wird dann die Zeit in allen anderen Zonen gemessen, und zwar natürlich im Sinne der Verspätung.

Bekanntlich hat es die internationale Übersetzungstheorie schon längst aufgegeben, das Originals zu bevorzugen. Und auch die Vorstellung einer in sich homogenen und transparenten Entität wurde weitgehend dekonstruiert. Trotzdem versteht sie Übersetzung weiterhin als räumliche Kategorie, weshalb sie die transformative Macht der Übersetzung nahezu automatisch in geometrischen Kategorien darstellt: Das Original nimmt eine zentrale Position ein. Ausgehend davon erweitert es sich, zusammengehalten durch eine Zentripetalkraft, nach Außen, es verläuft also etwa von einer Nationalsprache bzw. einer Nationalkultur hin zu komplexeren sprachlichen und kulturellen Zusammenhängen, zu inter- bzw. transnationalen Hybridbildungen bis auf die planetare Ebene. Wie schon gesagt, diese Bewegung hat die Bedeutung einer linearen historischen Progression, eines „Fortschreitens zum Besseren des ganzen menschlichen Geschlechts“, um das alte Ideal Immanuel Kants in Erinnerung zu rufen. Darin liegt sowohl die historische Legitimation als auch die ideologische Wirkung des europäischen Erweiterungsprozesses. Europa vereinigt sich, um die Menschheit zu verbessern.

Über lange Zeit war Übersetzung, sowohl sprachlich als auch kulturell, eine der effizientesten Waffen – ja, eine Waffe, nicht bloß ein Instrument – der eurozentrischen Machterweiterung. Nicht nur wurden Armeen von sprachlichen Übersetzern in weiten Teilen der Welt eingesetzt, um das Kolonialsystem einzurichten und aufrechtzuerhalten. Auch die Kompradoren-Eliten, dieses Getriebesystem des Kolonialismus, entwickelten sich zu Armeen von kulturellen Übersetzern, die europäische bzw. westliche Kulturformen und Diskurse in die lokalen Kontexte eingeführt haben. Schon lange bevor sie kritisch reflektiert wurde, war die Aufgabe des Übersetzers einfach die Aufgabe des Kompradors. Seine Aufgabe bestand nicht darin, die Menschen, die sich aufgrund sprachlicher Unterschiede bedauerlicherweise nicht verständigen konnten, zueinander zu bringen, sondern er sollte sie einander vielmehr unterwerfen. Man postulierte

die abstrakte Gleichheit der Sprachen, um die reale Ungleichheit der Menschen zu reproduzieren. So arbeitete der Übersetzer als Komprador immer im Namen der universalen Werte und entlang einer Achse der linearen Progression. Er war nämlich ein *Developmentalist*. Er zivilisierte, kultivierte, modernisierte, entwickelte, kurz, er europäisierte die Welt, und: er erweiterte Europa. Er übersetzte Europa in die Welt hinaus.

Es ist nicht schwer zu sehen, wie dienstbar der unter dem Regime der homolingualen Adressierung geprägte Übersetzungsbegriff dem Historismus ist, der die europäische Herrschaft über die Welt im neunzehnten Jahrhundert ermöglicht hat. Die Formel „first in Europe, then elsewhere“, die – laut Dipesh Chakrabarty in seinem Buch *Provincializing Europe* – die historistische Struktur der globalen historischen Zeit bestimmt, entfaltet ihren Sinn erst dann, wenn sie als ein Übersetzungsprozess verstanden wird: „first“ steht dabei für mehr als eine zeitliche Priorität. Es steht für das Original, oder genauer, für den Raum des Originals, das heißt, für den Raum, der sich durch Übersetzungen auf sein Außen hin erweitert. So konnte Europa in einem durchaus historistischen Sinne seine Aufklärung, seine Moderne, seinen Kapitalismus und neuerlich auch seine Demokratie in der ganzen Welt ausbreiten, ohne jemals auf den Anspruch zu verzichten, im Besitz des Originals zu sein. Es galt als der einzige Ort, an dem diese Konzepte die Menschheit in ihrer Muttersprache adressieren.

„Elsewhere“ seien die Werte Europas, seine kulturellen Formen, politischen Konzepte und Produktionsweisen nur in der Form ihrer zweitrangigen Übersetzungen vorzufinden; „elsewhere“ stottern sie in fremden Sprachen nur vor sich hin, im verzweifelten Versuch, die Authentizität ihres Originals möglichst treu wiederzugeben.

Chakrabarty betont auch, dass verschiedene nicht-westliche Nationalismen ihre eigenen, lokalen Versionen des europäischen historistischen Narrativs produziert haben, um so „Europa“ in ihren Ländern durch ein lokal konstruiertes Zentrum zu ersetzen. Es geht dabei um einen lokalen Raum mit eigenem Originalitätsanspruch, der im ganzen Übersetzungsprozess notwendig ist, da eine Übersetzung unter dem Paradigma der Homolingualität nur dann möglich ist, wenn sie zwischen zwei abstrakt gleichen Sprachräumen bzw.

Sprachgemeinschaften stattfindet. Gleichzeitig verweist das Paradoxon dieses „originellen Außenpostens Europa“, der in der Kompradoren-Elite als Agent der kulturellen Übersetzung verkörpert ist, auf einen intrinsisch kompradorhaften Charakter der homolingualen Adressierung. Wir wagen zu behaupten, dass unter dem Regime der homolingualen Adressierung die Aufgabe eines jeden Übersetzers mit der eines Kompradors zusammenfällt. Das gilt jedoch nicht nur für die Räume der kolonialen Expansion Europas, sondern für den europäischen Raum selbst, mehr noch, für jeden kulturhistorischen und geopolitischen Raum, der durch die authentisch-europäische Ideologie der Nationenbildung geschaffen wurde.

Kehren wir jedoch zum Bild Europas zurück, das sich durch einen Übersetzungsprozess erweitert: ein Kreis, der sich durch die Macht seiner Zentripetalkraft erweitert. An dieser Stelle mögen wir uns an jene Metapher erinnern, mit der Walter Benjamin das Verhältnis von Übersetzung und Original verbildlichte: Übersetzung sei wie eine Tangente, die das Original – ich zitiere – „flüchtig und nur in dem unendlich kleinen Punkte des Sinnes berührt [...], um [...] ihre eigenste Bahn zu verfolgen.“

In der Geometrie kann man diesen Berührungspunkt, der eine Gerade als Tangente definiert, auch als den Zeitpunkt verstehen, in dem die Zentripetalkraft, die die Krümmung der Gerade zu einem Mittelpunkt, also die Kurvenbildung verursachte, vollkommen verschwunden ist. An diesem Punkt nämlich löst sich der Kreis und mit ihm sein geschlossener, homogener Raum auf. So gesehen, deutet Benjamins Tangenten-Metapher auf einen Begriff der Übersetzung hin, der sich von der Logik der Homolingualität bereits gelöst hat. Die Berührung des Originals mit der Übersetzung, wenngleich nur an einem einzigen Punkt (des Sinns), lässt erstere nicht unverändert. Sie entkapselt das Original und lässt den Raum aus ihm ausströmen. Als Tangente markiert die Übersetzung das Limit der räumlichen Vorstellbarkeit des Originals, den Augenblick, in dem es sich von dem Raum, in dem es eingeschlossen war, endgültig befreit. Es ist der Augenblick, in dem auch die Übersetzung ihre Erweiterungsfunktion verliert. Gerade als Tangente hat sie den Punkt der äußersten Erweiterung des Originals schon überschritten.

Was heißt das nun für unsere Ausgangsfrage von Europa als Übersetzungsraum? Nachdem wir zunächst die banale Vorstellung von einem geopolitischen Raum, in dem viele sprachliche Übersetzungen stattfinden, über Bord geworfen haben, ist nunmehr auch klar geworden, dass Europa nicht mehr als Raum der kulturhistorischen Originalität gelten kann, der sich durch Übersetzungen quantitativ und qualitativ erweitert. Versteht man sie als Tangente, kann die Übersetzung keinen geschlossenen Raum erweitern. Mehr noch, sie löst einen solchen Raum notwendigerweise auf. Dieses Auflösen hat jedoch selbst den Charakter einer Übersetzung. Von Europa als Raum kann man demnach nur noch sprechen, insofern es um einen Raum geht, der selbst „in Übersetzung“ ist, der also im Begriff ist, seine Räumlichkeit im Übersetzungsprozess zu verlieren. Dieser Verlust ist jedoch nicht zu betrauern. Ganz im Gegenteil: Eine solche Übersetzung, in der die Vorstellung von einem Europa als Container mit im Originalzustand immer schon dagewesenen universalen Werten verloren geht, ist vielmehr eine Chance für den alten Kontinent, sich in der Welt der globalen Transformation ein Überleben zu sichern. Darin liegt übrigens laut Benjamin der wahre Sinn der Übersetzung – dem Original sein Fortleben zu gewährleisten.

Die wahre Übersetzung Europas fängt also dort an, wo der notorische, zutiefst in der Ideologie des Historismus verwurzelte Eurozentrismus endet, der noch immer die treibende ideologische Kraft hinter der so genannten EU-Erweiterung ist. Sie tritt nicht mehr im Dienste dieses oder jenes Kulturkreises auf und sie macht ihre Arbeit weder mit dem Anspruch, diese Kreise um einen weiteren Rand zu erweitern, noch um unter ihnen – auf der Basis der Gleichwertigkeit freilich – zu vermitteln, sondern um sie als eingekapselte Räume aufzulösen.

Dieses Auflösen beginnt mit einem anderen Modus der Adressierung, der sich als Kritik des Regimes der Homolingualität artikuliert. Kehren wir also zurück zu jenen zwei armen Kreaturen aus unserem Dramolett, die sich gegenseitig nicht verstehen können. Ist dieses Nichtverstehen tatsächlich der Tatsache geschuldet, dass sie verschiedenen Sprachgemeinschaften angehören? Die eine Französin, die andere Deutsche, also alles klar, wie hätten sie sich verstehen können? Oder ist es möglich, dass dieses Nichtverstehen in der Kommunikation verschiedene Gründe hat und auf vielen unterschiedlichen Ebenen oder Stufen stattfinden

kann? Nicht nur deutet es auf eine Vielfalt von existentiellen, kulturellen, sozialen, politischen und anderen Differenzen; man kann sich mit dem Nichtverstehen in der Kommunikation auf viele Arten und Weisen auseinandersetzen. Warum wird dann dieser Umstand auf eine einzige Differenz – die einer fremden Sprache – reduziert, die zugleich einen geschlossenen, homogenen, in sich transparenten Raum sowie eine Kultur, eine Nation, einen Nationalstaat impliziert? Denn genau das ist es, was die homolinguale Adressierung performativ reproduziert. Und dem sollte die heterolinguale Adressierung in der Übersetzung entgegenwirken. Beide Konzepte wurden bekanntlich von Naoki Sakai eingeführt, der damit den entscheidenden Schritt vom Kommunikationsparadigma zum Problem der Adressierung gemacht und damit eine radikal neue Perspektive in der Übersetzungstheorie eröffnet hat. Und diese Perspektive hat weitreichende politische Implikationen, weshalb ich sie hier im Kontext unserer Frage nach Europa als Übersetzungsraum thematisiere.

Während also die homolinguale Art der Adressierung sowohl den Adressaten als auch den Adressierten als Repräsentanten von zwei homogenen Sprachgemeinschaften interpelliert, bezeichnet das in der heterolingualen Adressierung evozierte „Wir“ ein Verhältnis, das unabhängig davon ist, ob dieses „Wir“ dieselbe Information kommuniziert, also ob die Übersetzung eine gelungene Kommunikation erbringt. Deshalb bezeichnet dieses „Wir“ weder eine aggregierte Gemeinschaft, noch impliziert es einen homogenen linguistischen, kulturellen, sozialen oder sonst irgendwie differenzierten Raum. Vielmehr legt es die Heterogenität und Kontingenz bloß, die sowohl von der realen Praxis der Übersetzung, als auch von deren sozialen und politischen Voraussetzungen bzw. Implikationen untrennbar ist. Dieses „Wir“, das durch die heterolinguale Adressierung ins Leben gerufen wird, hat aber auch einen agonistischen Charakter. Es entsteht aus der und durch die Konfrontation mit seinem Widersacher, dem Regime der Homolingualität und seinen politischen Auswirkungen, etwa seiner Komplizenschaft mit der heutigen kapitalistischen Globalisierung. Wenn wir diese beiden Regime miteinander konfrontieren wollen, müssen wir, so behauptet Sakai, zuerst die Produktion des nationalen

Subjekts bzw. die Rolle, die der Nationalstaat dabei spielt, in Frage stellen. Deshalb hat die heterolinguale Adressierung als eine andere Art, Übersetzung zu repräsentieren, einen klaren politischen Impetus. Es geht letztendlich darum, einen neuen Modus des kollektiven Seins zu finden, wobei dieses weder national noch ethnisch ist, wie Sakai betont.

Nichts spricht dafür, dass sich Europa in seinem heutigen politischen Ausdruck, der Europäischen Union, sowie in seiner ideologischen Artikulation diesem Ideal auch nur irgendwie nähert. Im Gegenteil, es wiederholt das alte Paradigma der „Demokratie in einem Nationalstaat“ und multipliziert dieses bloß auf einer quantitativ „höheren“ Ebene, im naiven Glauben, dass ein einfaches Mehr vom Gleichen sich irgendwann Mal in ein qualitativ Anderes und Neues umsetzt. Europa ist auch kein Übersetzungsraum, sondern vielmehr ein Raum, der sich seine Übersetzung in einen neuen Modus des Kollektiv-Seins selbst versagt – ein Raum der versagten Übersetzung.

Es sei daran erinnert, dass „Versagung“ ein klassischer Begriff der Freud'schen Psychoanalyse ist, der u. a. auch aufgrund eines Übersetzungsproblems bekannt wurde. Ins Englische wird „Versagung“ mit dem Ausdruck „frustration“ übersetzt. Doch dieser legt nahe, dass das Subjekt passiv frustriert wird, etwa durch die reale Unmöglichkeit, seine Triebe bzw. Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen. Der Freud'sche Originalausdruck „Versagung“ impliziert aber etwas anderes, nämlich eine Beziehung, in der das handelnde Subjekt die Befriedigung aktiv ablehnt, genauer gesagt, es versagt sie sich selbst. Genau dies ist hier gemeint: Es ist Europa selbst, das sich die Übersetzung versagt.

## Diskussion

Waldemayer: In seinem Buch über die deutsche romantische Übersetzungstheorie spricht Antoine Berman von einem ganz anderen Begriff der Erweiterung durch Übersetzung. Für die deutschen Romantiker ist

Übersetzung vor allem aus den klassischen Sprachen, dem Griechischen und Lateinischen, ein Mittel, den Kulturmangel der deutschen Sprache aufzuheben. Das ist der Grund, warum die deutschen Übersetzungstheoretiker des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Begriff der Treue insistieren. Übersetzung solle dem Original treu sein, weil sie die Aufgabe habe, das Fremde in die deutsche Sprache und Kultur zu importieren, um die beiden zu erweitern bzw. zu bereichern. Das Fremde sind freilich die klassischen kulturellen Werte, die der deutschen Sprache an sich damals nicht eigen waren und die sie nur vom Außen bekommen konnte. Deshalb haben sie auch die so genannte französische Übersetzungsmethode verachtet, die man am Besten mit dem Begriff der Domestizierung beschreiben kann. Die deutsche Methode, die eine Art Verfremdung durch Übersetzung präferiert, ist zur Gänze auf die Aufgabe der Bildung ausgerichtet, Bildung der eigenen Sprache, der eigenen Kultur und letztendlich der eigenen Nation. Meine Frage ist jetzt, ob man sich nicht für Europa heute einen ähnlichen Begriff der Erweiterung durch Übersetzung vorstellen kann? Ich denke dabei an die Idee von Europa als sozio-kulturellem Raum, der in gewissem Sinne auch an einem Kulturmangel leidet und sich durch das Fremde im kulturellen Sinne erweitern, bereichern oder besser gesagt, bilden könnte.

Stelmakh: Ich nehme an, Sie wissen schon, wo das Problem liegt. Europa ist keine Nation, wir sind nicht im achtzehnten Jahrhundert, die Eliten, die heute in Europa an der Macht sind, haben kaum noch etwas mit dem klassischen Bildungsbürgertum zu tun, wir befinden uns nicht am Anfang der Epoche der nationalen Souveränität, oder wenn Sie so wollen, am Beginn der Epoche der Printmedien, sondern an ihrem Ende – oder sogar schon jenseits davon. Europa ist in der Tat selbst ein Ausdruck der Krise des Souveränitätskonzepts, der Krise der Nation als politischem Subjekt par excellence, der Krise der Vorstellung einer einmaligen, originellen nationalen Kultur und auch einer im Konzept des Nationalstaates eingegrenzten Gesellschaft. Ich betone, „der Ausdruck der Krise“, und damit will ich sagen, dass Europa nicht deren Lösung und noch nicht mal das Versprechen einer Lösung ist. Ein entscheidender Moment dieser Krise, der die

Krise eben nur vertieft, liegt in der Identifikation Europas mit dem bildenden Subjekt und nicht mit dem bildungsbedürftigen Objekt, das für das romantische deutsche Bildungsbürgertum damals die deutsche Nation war. Ich darf Sie an die Worte Moses Mendelssohns aus dieser Zeit erinnern – gemeint sind die achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts –, der schrieb, dass die Worte Aufklärung, Kultur und Bildung in der deutschen Sprache noch neue Ankömmlinge sind, die noch zur Büchersprache gehören und von denen, wie er sich ausdrückte, der gemeine Haufe kaum was versteht. Gerade als Angehöriger der Elite, die nichts als eine Elite kultureller Übersetzer war, da sie die Kultur aus dem Draußen in den eigenen Sprach- und Kulturraum übersetzte, sieht er seine eigene Nation in einer Art Naturzustand verharrend, aus dem heraus die Elite sie zum Kulturzustand erheben, oder, wenn Sie so wollen, übersetzen soll. Diese ganze Lage, die heute in Europa als historisch obsolet gilt, wird jedoch in ein europäisches Außen projiziert, oder und darüber habe ich hier gesprochen, ins postkommunistische Osteuropa, in die Länder, Nationen, Kulturen und Gesellschaften des europäischen Erweiterungsgebiets. Von der europäischen Perspektive aus gesehen, sind es die Eliten des Ostens, die jetzt ihre Bildungs- und Übersetzungsaufgabe zu erfüllen haben und jeweils ihre gemeinen Haufe aus dem Naturzustand, in den dieser durch den Kommunismus zurückgeworfen wurde, in den europäischen Kulturzustand überführen bzw. übersetzen sollten. Das nennt man Europäisierung, man kann es aber auch Verwestlichung nennen, und im Wesentlichen ist es das, worum es im Prozess der Osterweiterung Europas geht. Dieses Europa aber setzt sich, wie ich schon gezeigt habe, selbst mit einem zu übersetzenden Original gleich. Ironisch gesagt, identifiziert sich Europa auf diese Weise damit, was für die deutschen Romantiker die klassische Kultur der Griechen und Römer war, nämlich eine tote Kultur, die erst in ihren Übersetzungen – um den Ausdruck Walter Benjamins zu verwenden – ihr Fortleben finden sollte. So könnte ich noch schärfer sagen: Europa ist eine Art Grabmal jener Werte, auf welche es sich beruft, etwa der Demokratie, der Menschenrechte, der individuellen Freiheit usw. Hier ruhen sie sozusagen tot-essenzialisiert in ihren goldenen Sarkophagen. Draußen in ihren Übersetzungen leben sie in ihrer konstruktivistischen Wahrheit, restlos der politischen und historischen Kontingenz sowie der kulturellen Partikularität ausgesetzt. Nehmen

sie als Beispiel die Demokratie: Im arabischen Frühling ist sie tatsächlich am Leben. Dort, um Heidegger zu paraphrasieren, ist sie, kaum geboren, schon reif zum Sterben. Das heißt es eben, am Leben zu sein – in jedem Augenblick sterben zu können. Hier in Europa sollen wir glauben, dass die Demokratie unsterblich ist, dass sie also die zeitlose Form eines essenziellen Bestandteils europäischer Identität erreicht hat. Meine Anspielung gilt Spivak's Begriff des „strategischen Essentialismus“. Dasselbe fortgeschrittene Wissen, das sich des konstruktivistischen Charakters aller Identitäten durchaus bewusst ist, erlaubt es einigen unterdrückten Identitäten, dass sie für ihren Befreiungskampf auf einen Essentialismus zurückgreifen, um dadurch ihre Kampfposition zu stärken. So darf etwa eine kolonisierte Nation zeitweise vergessen, dass sie nur eine imaginierte Nation ist, dass sie also nur erfunden wurde, zumindest so lange, bis sie sich von der Kolonialmacht befreit hat. Was mich daran stört, ist nicht nur die enorme Macht, die dem Wissen zugeschrieben wird, das angeblich je nach Bedarf vom Konstruktivismus zum Essentialismus umschalten kann, sondern die Tatsache, dass es die essentialistischen Voraussetzungen dieser Macht verleugnet, die dem Wissen zugeschrieben werden. Ausgehend von Europa kann man sagen, dass diejenigen dort in Tunesien, Libyen oder Ägypten, die um Demokratie kämpfen, behaupten dürfen, dies im Namen ihrer Nationen zu tun, dass sie also auf diese Weise die Freiheit und die Nation unkritisch essentialistisch miteinander verbinden dürfen, während wir, die Wissenden, aus strategischen Gründen, zumindest vorläufig, auf unsere konstruktivistische Kritik verzichten werden. Die Frage ist jedoch, ob diese Menschen dort überhaupt eine Wahl haben, ob sie überhaupt in der Lage sind, in der Kontingenz des Kampfes ihr Wissen selbst zu reflektieren. Oder ist gerade die Situation des Kampfes, seine Kontingenz eben, die Tatsache, dass sein Ausgang vollkommen offen ist, eine Situation, in der die Macht des Wissens radikal suspendiert wird? Im Kampf sind alle Essenzen, auch diejenigen, in deren Namen man kämpft, nur erfunden, da sie in jedem Augenblick dieses Kampfes untergehen können. Nicht aber hier in Europa, wo sie nur noch als sogenannte Errungenschaften ehemaliger Kämpfe gelten. Hier scheinen sie statt dessen fest in den Fundamenten der Realität verankert zu sein. Ich spreche hier von der Arroganz

des Originals, das seinen Übersetzungen großzügig erlaubt, ab und zu von seiner Originalität abzuweichen, um überhaupt irgendwie entstehen zu können.

## Europatreu? Eine Übersetzungsperspektive

Wer von Europa als Übersetzungsraum sprechen will, kann das Thema der Treue nicht umgehen. Wo es nämlich um Übersetzung geht, wird immer nach Treue, aber auch nach Verrat gefragt. Daran erinnert uns der berühmte italienische Ausspruch *Traduttore traditore*. Schon Roman Jakobson hat darauf aufmerksam gemacht, dass man diesen gereimten Aphorismus nicht einfach als „der Übersetzer ist ein Verräter“ ins Deutsche übersetzen kann. Eine entsprechende Übersetzung sollte nach Jakobson in eine explizitere Aussage umgewandelt werden und auf die Fragen: Übersetzer welcher Mitteilungen? Verräter welcher Werte? antworten.

Fangen wir also mit dem Thema des Verrats an, das gerade in den letzten Tagen erneute Aktualität gewonnen hat, und zwar dort, wo der alte Kontinent einst versuchte, sich neu zu erfinden, also in den Vereinigten Staaten von Amerika – einer alten Übersetzung von Europa, die sich schon längst verselbstständigt und zum Original erhoben hat.

Ich lade euch jetzt ein, einen kurzen Ausflug in die Staaten zu machen, um von dort aus unser sich angeblich durch die Vereinigung erneuerndes Europa in den Blick zu nehmen.

Vor kurzem haben dort nicht nur die notorischen amerikanischen Konservativen wie Dick Cheney, sondern auch der prominenteste unter den Demokraten, Barack Obamas Staatssekretär John Kerry, den NSA-Enthüller Edward Snowden des Verrats bezichtigt. Jene, die zu Recht schockiert waren von dem Gebrauch eines solch schreckenerregenden Wortes im öffentlichen Diskurs (der doch eigentlich von rationalen Argumentationen geleitet sein sollte), reagierten prompt mit ebenso irrationalen Zurückweisungen der Verratsvorwürfe. So hatte ein Artikel im *New Yorker* versucht, Snowdens „Fehlverhalten“ zu rationalisieren: Zunächst, schreibt der Autor, hat Snowden kein Verbrechen begangen. Gemäß der amerikanischen Verfassung handelt es sich um Verrat an

den Vereinigten Staaten allein dann, wenn kriegerische Absichten verfolgt oder ihren Feinden zugearbeitet wird, was, wie sich leicht nachweisen lässt, in Snowdens Fall nicht zutrifft. Hätte er aber, so lautet der zweite Punkt der Argumentation, doch ein Verbrechen begangen – „er ist offensichtlich ein Gesetzesbrecher“, warnt uns der Autor –, wäre er trotzdem kein Verräter. Der Beweis: Seine Absichten seien lauter. Nicht nur, dass er niemals im Sinn gehabt habe, die nationale Sicherheit zu gefährden, vielmehr habe er aus dem Glauben heraus gehandelt, dass er den wahren Interessen und höchsten Werten des Landes diene. Somit sei Snowden ein wahrer Patriot, unabhängig davon, ob er das Gesetz gebrochen oder sein Land betrogen habe. Schließlich, ob nun schuldig oder nicht, ob Gesetzesbrecher oder gar Verräter, ob Patriot oder nicht, sei er nun hinlänglich bestraft, da er sich selbst zu einem Dauerexil verurteilt habe.

Wie hilflos diese Argumentation in ihrem Versuch einer rationalen Zurückweisung der Verratsvorwürfe auch sein mag, so erfolgreich ist sie andererseits dort, wo es darum geht, das von ihr berührte Problem zu verdrängen. Sie widmet sich dem Symptom der Vergiftung, die durch den öffentlichen Gebrauch des Wortes „Verrat“ verursacht wird – „das Wort ist reines Gift“, schreibt der Autor desselben Artikels –, nicht der toxischen Substanz als solcher. Was das wirklich Giftige des Wortes „Verrat“ ausmacht, ist genau die Tatsache, dass seine Bedeutung weit über den moralisch-rechtlichen Diskurs, der die Öffentlichkeit des heutigen liberal-demokratischen Regimes beherrscht, hinausreicht. Das Motiv des Verrats und der ihm innerlich verbundenen Treue beschwört grundsätzliche Fragen nach der Beschaffenheit des Sozialen herauf.

Zurück zu Europa: Vor mehr als hundert Jahren schrieb der Soziologe Georg Simmel, dass die Gesellschaft ohne das Phänomen der Treue nicht zu existieren in der Lage sei. Er versteht Treue dabei als „soziologischen Affekt“, der das Fortdauern sozialer Beziehungen zum Ziel hat. Sein favorisiertes Beispiel ist der bekannte Ausdruck „treue Liebe“. Wozu bedarf es der Treue, fragt Simmel, wenn die Liebe, die zwei Personen einst zusammengebracht hat, in ihrer andauernden Beziehung noch immer fortexistiert? Treue wäre offensichtlich vonnöten, wenn der anfängliche Grund für das Eingehen der Beziehung in der Zwischenzeit verschwunden wäre. Sie sei zum Beispiel das, was eine erotische Beziehung auch

nach dem Verschwinden der körperlichen Schönheit und ihres Übergangs in Hässlichkeit am Leben halten könne. Aus diesem Grund schlägt Simmel vor, den Begriff der „treuen Liebe“ durch den adäquateren Ausdruck „dauernde Liebe“ zu ersetzen. Es sei eben aufgrund dieser Zeitlichkeit, oder besser: der Fortdauer, dass, wie er schreibt, „die Treue und ihr Gegenteil wichtig“ werden.

Mit „Gegenteil von Treue“ meint er offensichtlich „Verrat“, der in diesem Kontext eine unerwartete Bedeutung annimmt. Um bei Simmels Beispiel zu bleiben: Der Ausdruck „verratene Liebe“ hat ebenso wenig Sinn wie die bereits genannte „treue Liebe“. Ein Verhalten, das uns häufig als „verratene Liebe“ erscheint und als solche beschrieben wird, ist nichts anderes als ein Effekt einer simplen Abwesenheit von Liebe. Wie könnten wir behaupten, dass eine Person, die ihren oder seinen Partner verlässt oder eine Beziehung mit einer/einem anderen beginnt, die Liebe zur ersteren verraten hätte, wenn die Tatsache, dass diese Liebe vorher vergangen ist, gerade der Grund für das Ende der Beziehung ist? Paradoxerweise kann man nur eine ehemalige Liebe verraten, oder genauer, man kann das verraten, was von dieser Liebe ins Leben gerufen wurde, sei es eine Ehe, eine Familie, Kinder, eine Freundschaft oder ähnliches.

Doch was sagt uns das im Hinblick auf den Fall von Snowdens „Verrat“, der die Öffentlichkeit rund um die Welt schockiert hat? Zunächst wird uns hierdurch klar, dass die gesamte Diskussion um die rechtliche Dimension eines Verrats mitsamt ihrer Ablehnung vollkommen an der Sache vorbeigeht – nämlich ihrer zeitlichen Bedeutung. Obwohl der Rechtsdiskurs richtigerweise auf den agonistischen Charakter des Problems zielt, indem er es innerhalb der Beziehung zwischen Freund und Feind situiert – ich erinnere an die Worte der amerikanischen Verfassung: „Als Verrat gegen die Vereinigten Staaten gilt nur die Kriegführung gegen sie oder die Unterstützung ihrer Feinde durch Hilfeleistung und Begünstigung.“ –, versteht er Verrat, und damit implizit Treue, primär im Hinblick auf die Zugehörigkeit zu einem freundschaftlichen Innen, welche automatisch Loyalität voraussetzt, und einem ihm gegenüberstehenden feindlichen Außen, das keinerlei solche Gefühle verdient. Diese Quasidialektik von Treue und Verrat basiert auf einem räumlichen Verständnis politischer – und, natürlich, kultureller – Entitäten. Genau als solche erinnern sie direkt an die

herkömmliche Auffassung von Übersetzung und deren Obsession mit eben diesem Thema.

Dieser Auffassung nach findet Übersetzung zwischen zwei bereits vorhandenen Sprachen statt, was automatisch zwei verschiedene Kulturen bzw. zwei separate soziale und politische Entitäten voraussetzt, meist eine Nation und einen Nationalstaat, jeweils eingegrenzt innerhalb eines homogenen, klar abgesteckten Raumes.

Die Aufgabe der Übersetzung in einer solchen Situation ist demnach die Überbrückung linguistischer und anderer Unterschiede mit dem Ziel, Kommunikation zwischen den beiden Entitäten zu ermöglichen. Sobald wir diese Auffassung akzeptieren, tritt die Problematik einer angemessenen Positionierung der Übersetzungspraxis auf: Sie kann niemals einen von beiden Seiten gleich weit entfernten Standort einnehmen, da eine der beiden stets als Original definiert wird, während die andere eine Art seiner sekundären Produktion darstellt, d. h. ihre Übersetzung. Dieser Umstand ist Ausgangspunkt einer endlosen Diskussion, welcher Seite man sich zuwenden müsse, entweder der sprachlichen und kulturellen Sphäre des Originals oder jener der Übersetzung. Da in beiden Fällen mehr auf dem Spiel steht, als die simple Entsprechung sprachlicher Bedeutung, nämlich die kulturellen, aber vor allem sozialen und politischen Effekte der Übersetzungspraxis, nimmt eine solche Diskussion weitaus tiefere Dimensionen an, die zum Ursprung des Sozialen an sich führen. Die bereits erwähnte Quasidialektik von Treue und Verrat ist nichts anderes als ein moralistischer – und in diesem Sinne ideologischer – Ausdruck einer schlichten Wahrheit, dass Übersetzung immer schon mehr war als ein rein sprachliches Problem, nämlich ein sozialer und politischer Akt.

Damit sind wir auf das Feld konkreter Politik bzw. der Staatspolitik gelangt. Bekanntermaßen ist die öffentliche Diskussion um die jüngeren Fälle „geleakter“ Geheiminformationen – nicht nur im Fall Snowden und nicht nur in den USA – eingerahmt durch die Alternative „Sicherheit oder Freiheit“, die typisch ist für die gesamte „Terrorismus“-Debatte. Der slowenische Philosoph Rastko Močnik verglich sie mit Lacans Konzept des *vel* oder der „erzwungenen

Wahl“. Konfrontiert mit jemandem, der uns sagt: „Geld oder Leben“, hätten wir in der Tat keine Alternative. Wenn wir das Geld wählten, hätten wir beides verloren. Somit gibt es keine andere Option, als das Leben zu wählen (ohne Geld freilich). Ähnliches findet bei der Wahl zwischen „Sicherheit oder Freiheit“ statt. Wählten wir Sicherheit, hätten wir Sicherheit ohne Freiheit. Optierten wir für Freiheit, würden wir beides verlieren.

Im Falle Edward Snowdens scheint es auf den ersten Blick, als habe er eine feine Linie überschritten, die das angemessene Verhältnis zwischen Freiheit und ihren Begrenzungen im Namen der Sicherheit markiert. In einer demokratischen Gesellschaft sollte eine solche Linie als Resultat einer rationalen öffentlichen Diskussion definiert werden, die nicht a priori entscheidbar und an sich endlos ist. Doch haben wir gesehen, dass diese Debatte sehr bald durch die Verratsvorwürfe unterbrochen wurde und zu einer Besserwisserei mit vorgefertigten Argumenten über individuelle Schuld und Unschuld verkam.

In Wirklichkeit bestand Snowdens Irrtum darin, dass er „Sicherheit oder Freiheit“ als echte Alternative verstand, während es tatsächlich ein *vel* ist, eine Nichtalternative.

Indem er nun die Freiheit wählte, musste er beim Verrat enden. Doch warum hat er die falsche Wahl getroffen? Die Antwort ist offensichtlich: Snowden scheint ein naiver Essenzialist zu sein. In seiner Entscheidung, Geheiminformationen über die Massenüberwachungsprogramme der Vereinigten Staaten und Großbritanniens der Öffentlichkeit preiszugeben, berief er sich im Grunde auf einen Wert – Freiheit im Sinne der bürgerlichen Freiheiten oder im englischen Original: *civil liberty* –, von dem er annahm, dass er die Grundlage des Staates und der Gesellschaft sei, der er diene, oder dass er, wie wir heute eher sagen würden, einen essenziellen Teil der US-amerikanischen Identität darstelle.

Die Tatsache, dass die Angesprochenen mit Verratsvorwürfen antworteten, beweist, dass dieser Wert seiner politischen Verkörperung bereits nicht mehr eigen ist, während die staatlichen Institutionen ebenso wie der entscheidendere Teil der Zivilgesellschaft noch immer den Anspruch erheben, auf diesem Wert gegründet zu sein. Diese Situation ist ein Beleg dafür, dass es eine Notwendigkeit

zur Treue gibt. Sie allein ist imstande, die Fortdauer der sozialen Beziehung jenseits der Existenz von Werten und Kräften, die sie einst begründet haben, zu gewährleisten. Treue stellt sicher, dass die soziale Beziehung, mit dem gesamten auf ihr gegründeten institutionellen Mechanismus, diese Werte und Kräfte überlebt – mit dem gleichen synthetisierenden Effekt. Was Snowden nicht wusste, ist, dass er sich mit der Wahl der Freiheit anstatt der Sicherheit auf eine ehemalige Freiheit beruft, deren Platz innerhalb der Fantasie vom amerikanischen Wertesystem inzwischen von der Sicherheit eingenommen wurde.

In diesem Sinne könnten wir genereller sagen, dass der Vorwurf des Verrats an sogenannten amerikanischen (oder auch „westlichen“) Werten wenig Sinn hat – und beim Verrat geht es, wie Jakobson anfangs betont, um einen Verrat an (jeweils) ganz bestimmten Werten. Man kann nur das verraten, was durch und aufgrund dieser Werte geschaffen wurde und nun fort dauert, während die Werte selbst verschwunden sind. Das gleiche trifft auf den Vorwurf des Verrats an der Liebe zum Land zu und ebenso auf die Versuche, diesen Verrat zu rechtfertigen – wie bspw. die Behauptung, dass Snowdens „Vergehen“ in Wirklichkeit durch eine ehrliche Liebe zu seinem Land motiviert gewesen sei. In dem Moment, in dem ein patriotisches Gefühl zu einem Gegenstand der Treue wird, ist die sogenannte Liebe zum Land bereits Vergangenheit.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass eine endlose öffentliche Kontroverse über die angemessene Dosis Vaterlandsliebe oder eine harmonische Koexistenz von Freiheit und Sicherheit vollkommen sinnlos wäre. Solche Diskussionen, so Močnik, haben eine klare ideologische Funktion: die Beziehung zwischen Staat und Individuum in ihrer Unmittelbarkeit zu reproduzieren. Es geht um eine Situation, die im Gründungsmythos des modernen bürgerlichen Staates konzeptualisiert wurde, in der Theorie des sogenannten Gesellschaftsvertrags. Bekanntermaßen erklärt diese die Entstehung politischer Ordnung, und vor allem des Staates als ihrer wichtigsten institutionellen Form, als Resultat eines Vertrags zwischen Individuen. Vorausgesetzt wird dabei, dass diese Individuen, bevor sie in das Vertragsverhältnis eintreten, in keinerlei gesellschaftlichen Verhältnissen zueinander standen. Sie treten in den Vertrag sozusagen direkt

aus dem Naturzustand ein, als rein natürliche Wesen, sodass der soziale Charakter ihrer wechselseitigen Beziehung nichts weiter ist als ein rückwirkender Effekt des Vertrags selber. Zudem beinhaltet der Vertrag ein Element von Gewinn und Verlust, zumindest in der Hobbes'schen Form, worin Individuen einige ihrer Freiheiten gegenüber ihrem Regierenden aufgeben müssen im Austausch für den Schutz der ihnen verbliebenen Rechte – eine Bedeutung, die uns zurückbringt zu dem Thema der Freiheit und Sicherheit bzw. des Verrats und der Treue. In dieser Perspektive wäre Verrat einfach eine Verletzung dieses Originalvertrags, durch welche ein Individuum egoistischerweise zu viel Freiheit beansprucht und damit die Sicherheit der anderen gefährdet. Im Gegenzug widerruft die Gesellschaft den Vertrag mit diesem Individuum und schließt es aus. Entweder verfolgt sie strafrechtlich den Verräter, wie etwa Bradley Manning, oder verbannt ihn in die Staatenlosigkeit, was eben Edward Snowden passiert ist.

An dieser Stelle sollten wir eine Parallele zwischen der Theorie des Gesellschaftsvertrags und dem Konzept der Übersetzung ziehen, wie es der Common Sense formuliert. Das Verhältnis zwischen Sprachen und Sprachgemeinschaften, strukturiert nach dem hier schon besprochenen Regime der homolingualen Adressierung, ähnelt nämlich der Beziehung zwischen Individuen im Gesellschaftsvertrag. Wie oben erwähnt, treten die Individuen in diesen sozusagen direkt aus dem Naturzustand ein, so als wären sie niemals in irgendeine Form gesellschaftlicher Verhältnisse involviert gewesen. Mit anderen Worten, sie werden soziale Wesen nur dann und erst dann, wenn sie in den Gesellschaftsvertrag eintreten. Entspricht dies nicht jenem Verständnis von Sprachen und Sprachgemeinschaften, die in ein Übersetzungsverhältnis eintreten? Es entsteht der Eindruck, dass sie einander niemals vorher begegnet wären, keine Spuren vorheriger Beziehungen tragen würden, keine geteilten Erfahrungen, keinerlei Geschichte gegenseitiger Hybridisierung, keine Erinnerung daran, in der Vergangenheit bloße Momente derselben sprachlichen Kontinuitäten gewesen zu sein. Wie Individuen im Moment des Eintritts in den Gesellschaftsvertrag erscheinen Sprachen und Sprachgemeinschaften im Moment der Übersetzung in ihrer absoluten Isolation und Einsamkeit, ein

Zustand, der fortwährend reproduziert wird unter dem Regime der homolingualen Adressierung. Daher ist es vermutlich sogar falsch zu sagen, dieses Regime unterdrücke die Tatsache, dass Übersetzung ein soziales Verhältnis darstelle. Vielmehr usurpiert und monopolisiert es gerade die Sozialität linguistischer Praxis. Übersetzung erscheint als das einzige gesellschaftliche Verhältnis, das eine Sprache zu artikulieren imstande ist, jedoch als ein Verhältnis zwischen Sprachen und nicht zwischen Menschen. Damit hätten wir Sprachen, die sich, als isolierte Monaden, dank der Übersetzung frei untereinander sozialisieren. Menschen, die diese Sprachen sprechen, verstehen, missverstehen oder auch nicht verstehen, die daher nicht anders können, als fortwährend zu übersetzen, auf diese Weise ihre sprachliche Praxis reproduzieren und damit sich selber durch sie – eine Praxis, deren Element die Übersetzung unweigerlich ist –, diese Menschen sollen sich ebenfalls sozialisieren – doch nur innerhalb des abgegrenzten Raumes einer einzigen, nämlich ihrer „eigenen“ Sprache.

Haben sie jenseits davon irgendein soziales Dasein? Nein, außerhalb dieses Raumes ist nichts als (sprachliche) Wildnis, ein vorsozialer Naturzustand. Nochmals: Wir beschreiben eine Realität, die retroaktiv als solche strukturiert wird, und zwar durch ein bestimmtes, historisch partikulares und ideologisch eingefasstes Verständnis von Übersetzung, das basiert auf dem Paradigma der homolingualen Adressierung. Es wäre falsch zu behaupten, dass letztere die Übersetzungspraxis einfach entsozialisieren würde. Vielmehr reißt sie die soziale Wahrheit der Übersetzung an sich und verteilt sie entsprechend ihrer ideologischen Funktion um. Ihr *modus operandi* ist die Enthistorisierung. Um ihre ideologischen Ziele zu erreichen, verhängt die homolinguale Adressierung eine Art strukturelles Vergessen über die Übersetzungspraxis.

Erst nach dem Loswerden der eigenen Geschichte, welche die Geschichte ihrer sozialen Beziehungen ist, kann die Übersetzung im Modus der homolingualen Adressierung beliebige zwei Sprachen verbinden, als gäbe es keinen qualitativen Unterschied zwischen ihnen. Es ist nämlich das Regime der Homolingualität, das zwischen allen Sprachen eine abstrakte Gleichheit voraussetzt und jeder die Freiheit garantiert, in eine Beziehung mit jeder anderen Sprache einzutreten,

gemäß ihren Bedürfnissen oder Wünschen. Auch in diesem Sinne wiederholt sie die Logik der modernen bürgerlichen Sphäre, die aus dem Gesellschaftsvertrag heraus erwächst und der kollektiven Vorstellung nach aus abstrakten, voneinander getrennten Individuen besteht, die allesamt „frei und gleich“ sind. Wir könnten in der Tat das Regime der homolingualen Adressierung als linguistisches Pendant zur bürgerlichen politischen Sphäre denken. Sie schafft einen homogenen Raum, klar abgegrenzt von den anderen Sphären des Lebens, in dem – statt Individuen – Sprachen und die jeweiligen Sprachgemeinschaften im Übersetzungsverhältnis als frei und gleich erscheinen – doch nur, nachdem und weil sie radikal voneinander getrennt wurden. Dies ist im Grunde gleichbedeutend mit einer Trennung von ihren sozialen Beziehungen und der Geschichte ihrer sozialen Interaktion.

Ich spreche von einer Konstellation, die in der Europäischen Union zur politischen bzw. institutionellen Realität wurde. Wir haben schon darüber diskutiert. Es geht um das Prinzip der Gleichheit zwischen den Sprachen, die in der Europäischen Union als ihre offiziellen Sprachen anerkannt wurden – eine Konstellation, die als eine große historische und politische Errungenschaft bejubelt wird.

Doch jenseits des abstrakten Postulats von der Gleichheit der Sprachen sieht die Realität der Übersetzungspraxis ganz anders aus. Wie wir ebenfalls schon gehört haben, zeigen die statistischen Daten zu den internationalen Strömungen von Buchübersetzungen, dass das weltweite System der Übersetzung hierarchisch organisiert ist. Wie im Fall des Gesellschaftsvertrags verdeckt die homolinguale Adressierung nicht nur die Realität der Hierarchien, der Hegemonien, die Beziehungen der Beherrschung und Unterwerfung, und verunmöglicht dabei jede Art von Realitätsabgleich. Sie ist vielmehr, ebenso wie die rückwirkend durch den Gesellschaftsvertrag konstruierte bürgerliche politische Sphäre, selbst eine Institution der Herrschaft. Das Herrschaftsverhältnis ist der Entstehung einer solchen separaten homogenen Sphäre der Übersetzung inhärent, weshalb es innerhalb ihres Horizontes keinen Raum für Alternativen gibt.

Die konzeptuelle und ideologische Allianz zwischen dem Regime der homolingualen Adressierung und der Theorie des Gesellschaftsvertrags kann auch historisch auf die deutsche Übersetzungstheorie der Romantik zurückgeführt werden. Bekanntermaßen wurde diese für das sogenannte Willkommenheißes des Fremden gelobt. Aus Sicht der deutschen Romantiker war das Fremde, das in der Übersetzung deutlich erkennbar bleiben sollte, eine Art zusätzlicher Wert, der die Sprache der Übersetzerin oder des Übersetzers – und damit das Wesen ihrer oder seiner Nation, oder wie wir heute sagen würden, deren Kultur – veredelt. Konkret ging es in ihrem Fall um die sogenannte klassische Qualität, die dem Deutschen ursprünglich abging und welche es sich nur durch die Übersetzungen aus den klassischen Sprachen, dem Griechischen und Lateinischen, aneignen konnte. Dies setzt jedoch eine gewisse originäre Form der deutschen Sprache voraus, die als eine Art sprachlicher Naturzustand imaginiert werden könnte, als Zustand einer Sprache vor ihrer ersten Begegnung mit anderen Sprachen bzw. vor ihrer ersten Übersetzung. Genau hier liegt die Ähnlichkeit mit der Idee eines Individuums, das vor der Begegnung mit anderen Individuen ohne jegliche soziale Beziehung existiert, also vor der Entstehung der Gesellschaft – eine Konstellation, die dem Konzept des Gesellschaftsvertrags intrinsisch ist.

Das Prinzip der Treue, das von einer positiven Verfremdung der Sprache und Kultur im Prozess der Übersetzung ausgeht, wurde von deutschen Übersetzungstheoretikern mit Nachdruck präferiert, während die sogenannte Französische Schule dagegen das Prinzip der Freiheit und der Domestizierung proklamierte. Die deutsche romantische Schule der Übersetzung geht nach folgendem Szenario vor: Eine Sprache bzw. eine Sprachgemeinschaft, repräsentiert durch die Figur der Übersetzerin, gibt einen Teil ihrer natürlichen Originalität ab und akzeptiert eine Kontamination mit dem Fremden, um den Kulturzustand zu erreichen. Doch so muss auch die Übersetzerin, um ihre kulturelle Mission zu vollenden, einen Teil ihrer Freiheit aufgeben. Die kulturelle Aufgabe der Übersetzerin ist immer eine soziale und insbesondere eine politische Aufgabe. Es ist die Aufgabe der Nationenbildung. Schlussendlich ist die Treue ihrer Übersetzung nicht eine Frage der Qualität im Hinblick auf den Grad

der Entsprechung gegenüber dem Original, sondern vielmehr der Loyalität gegenüber der Sprachgemeinschaft, konkret, der Nation. Kurz: Treue bezieht sich auf eine soziale Beziehung, die auch jenseits einer gegebenen Essenz erhalten und entwickelt werden muss. Zu Simmels Begriff der Treue zurückkehrend, ließe sich sagen, dass diese soziale Beziehung kontinuierlich kultiviert werden muss, nachdem ihre vorausgesetzte Originalität – nachträglich in den Naturzustand projiziert – durch kulturell hervorgebrachte Sozialität ersetzt wurde. Untreue der Übersetzung bedeutet somit nicht, einen Verrat am Originaltext oder an irgendeiner originären Essenz zu begehen, sondern an der sozialen Beziehung, die ausgehend von und jenseits dieser Originalität kultiviert wurde. In letzter Instanz läuft dies auf einen Verrat an einer sehr spezifischen politischen Verpflichtung hinaus. Die Konsequenzen eines solchen Verrats sind selbstverständlich viel weitreichender als die Konsequenzen einer inakkuraten oder schlechten Übersetzung.

Am Ende komme ich jetzt wieder zu diesem alten italienischen Spruch *traduttore traditore*, von dem Jakobson behauptet, er wäre nicht direkt übersetzbar bzw. man solle ihn expliziter übersetzen, und zwar im Sinne der Fragen: Übersetzer welcher Botschaften? Verräter welcher Werte?

Ich wage zu sagen, dass wir hier Jakobson nicht folgen sollen. Wir sollten uns nicht von der bei weitem überbewerteten Wichtigkeit der „Botschaften und Werte“ verführen lassen. In meinem Vortrag habe ich versucht, zu zeigen, dass sich Treue und Verrat in einer Übersetzung direkt auf die sozial formative Rolle dieser sprachlichen Praxis beziehen. Konkret: Die Bedeutung sprachlicher Übersetzung, wie auch die Bedeutung von Treue und Verrat – und zwar, ich betone ausdrücklich, innerhalb des Regimes der homolingualen Adressierung – ist untrennbar mit dem Konzept des Gesellschaftsvertrags verbunden.

Um es auf den Punkt zu bringen: Durch eine Übersetzung „Verrat zu üben“ bedeutet nicht, eine falsche Botschaft zu senden oder eine kostbare Wertvorstellung zu missachten, sondern diesen Gesellschaftsvertrag zu brechen und damit die existierende Form sozialer Existenz zu gefährden – genauer: das zu gefährden, als was sich spezifische Gesellschaften verstehen, die sich,

eingeschlossen in einem Nationalstaat, vor allem durch ihre „Identität“ definieren, die eine einzigartige Kultur, Geschichte, Ethnie und Sprache impliziert.

Kann man also in diesem Sinne auch Europa verraten? Das ist eine vollkommen falsche Frage. Meine These geht vom Gegenteil aus. Es ist nur der Verrat, durch den so etwas wie Europa in einem historisch neuen, demokratischen Sinne erst entstehen kann. Ich meine natürlich den Verrat an der – nicht vergessen: eminent europäischen – Idee des Nationalstaates bzw. das Brechen von dessen ideologischem Rückgrat, des Gesellschaftsvertrags. Dieser Verrat ist unerlässlich, wenn man das Europa von heute, also Europa in seiner real existierenden politischen Gestaltung, der Europäischen Union, in eine demokratische Zukunft übersetzen will. Er ist auch fällig – und zwar ganz im Simmel’schen Sinne –, da nur noch eine blinde Treue und kaum ein Rest jener Werte, die ihm einst zum historischen Aufstieg verholfen haben, Europa noch am Leben halten.

## Diskussion

Van der Bredde: Ich möchte etwas in Bezug auf die romantische Übersetzungstheorie und deren Konzept der Treue sagen. Wir haben hier schon von Antoine Bermans Buch *Die Erfahrung des Fremden* gesprochen – mit Abstand eine der besten, wenn nicht die beste Arbeit zu diesem Thema. Das Buch ist aber auch ein gutes Beispiel dafür, wie schwer es der Übersetzungstheorie fällt, die politische Bedeutung der Übersetzung und damit auch des Problems der Treue anzuerkennen. Zur Erinnerung: Berman unterscheidet eine gute von einer schlechten Übersetzung nicht danach, ob und in welchem Ausmaß etwa eine Übersetzung dem Text des Originals treu ist. Für ihn ist eine Übersetzung schlecht, wenn sie einfach ethnozentristisch ist, das heißt, wenn sie die Fremdheit der Fremdsprache systematisch negiert. Das Kriterium ist also eindeutig politisch bzw. ideologisch. Es ist klar, wem tatsächlich die Treue der

Übersetzung gilt, nämlich einem bestimmten politischen Anliegen. In diesem Fall ist es eine Treue zu dem, was man heute „liberalen Inklusivismus“ nennen könnte. Doch Berman selbst kann keine politische oder ideologische Tendenz eingestehen, egal, wie offensichtlich diese – wie in seiner eigenen These – sein mag. Vielmehr insistiert er auf einer rein ethischen Position und argumentiert, dass Übersetzung ihre wahre Bedeutung erst durch das ethische Ziel erlange, durch welches sie regiert wird. Darüber hinaus ist er überzeugt, dass Übersetzung durch das Definieren dieses ethischen Ziels aus ihrem „ideologischen Ghetto“ befreit würde, was für ihn eine der Aufgaben der Übersetzungstheorie ist. Nach Berman ist die Rolle der Übersetzungstheorie vor allem eine ideologiekritische. Sie solle ihren Gegenstand, Übersetzung, entideologisieren. Wenn er also von Ethik spricht, meint er eben eine außerideologische, nichtpolitische Position, in der die Übersetzungstheorie ihren wissenschaftlich objektiven Status behaupten kann. Ob eine Übersetzung gut oder schlecht ist, ist also eine rein ethische, keineswegs etwa eine linguistische oder, Gott behüte, eine politische Frage. Was Berman dann als „Ethik der Übersetzung“ – so nämlich nennt er es explizit – bezeichnet, besteht in einer Festlegung des reinen Ziels von Übersetzung als solcher. Diese Ethik der Übersetzung besteht letztendlich in der Definition dessen, was Treue ist. Das sagt er wörtlich so.

Warum sage ich das alles? Weil wir mit Berman und seinem Konzept der Treue im ideologischen Rahmen der schon existierenden europäischen Integration bleiben. Diese legitimiert sich gerade durch liberalen Inklusivismus: Die Integration fördere die Übersetzungstätigkeiten unter den Mitgliedern der Europäischen Union – selbstverständlich unter dem Prinzip der Gleichheit aller europäischen Sprachen und Kulturen – und damit intensiviere sie auch die gegenseitige linguistische und allgemein kulturelle Bereicherung unter ihnen. Alle gewinnen dabei, keine europäische Nation ist benachteiligt, wer könnte dagegen sein? Natürlich kann man auf diese Weise Europa gegenüber widerspruchslos treu sein. Doch genau in einer solchen Ausweitung der ethischen Dimension der Übersetzung, die letztendlich versucht, die ganze Übersetzungspraxis aprioristisch im Guten zu gründen, kommt ihre ideologische

Funktion zum Vorschein, nämlich die Vermeidung einer Auseinandersetzung mit der politischen Bedeutung dieser Übersetzungspraxis und der Rolle, die Treue dabei spielt. So enden wir eben wieder in der heutigen politischen und institutionellen Realität der Europäischen Union, in der jede Übersetzung, wie es hier schon mal gesagt wurde, eine *eu*-Übersetzung ist, nämlich im Sinne des griechischen Präfixes „εὖ“, also eine a priori gute linguistische, kulturelle und schließlich politische Praxis.

Dass die Treue der Übersetzung und damit auch ihr Gegenteil, der Verrat, eigentlich dem Konzept des Gesellschaftsvertrags gilt, auf dem die noch immer sakrosankte Institution des europäischen, demokratischen Nationalstaates ideologisch sich begründet, ist eine These, die im wahrhaften Sinne die politische Dimension der Übersetzung bloßlegt und uns sowohl in unserer Übersetzungspraxis als auch in unserem sozialen und politischen Leben mit dem unausweichlichen Widerspruch konfrontiert: *In the long run* lässt sich das Konzept des Nationalstaates mit seinem ganzen kulturellen und sozialen Gepäck nicht mit dem Projekt einer transnationalen Demokratie versöhnen. Mit anderen Worten, wir werden, um wirklich treu zu bleiben, früher oder später auch etwas verraten müssen.

Slansky: Gut, dass Sie mich an das Buch von Antoine Berman erinnern haben. Eigentlich manifestiert sich der Widerspruch, von dem sie reden, nicht im Zwang, etwas verraten zu müssen, um treu bleiben zu können, sondern in der Dringlichkeit, das ganze Regime der Treue, das, wie ich gezeigt habe, vom Regime der homolingualen Adressierung untrennbar ist, zu verraten. Das ist ein Verrat, der schwerwiegende politische Konsequenzen haben muss.

In der Tat spricht Berman in seinem Buch selbst von einer solchen Erfahrung jenseits von Treue und Verrat, und zwar, wenn er die Praxis der sprachlichen Übersetzung in ihrer historischen Dimension reflektiert. Wo er etwa auf Leonard Forsters Forschung zu Mehrsprachigkeit in der Literatur zurückgreift, erinnert er uns auch daran, dass die alphabetisierte Öffentlichkeit des 16. Jahrhunderts ein literarisches Werk in seinen verschiedenen sprachlichen Varianten las – womit es die Frage von Treue und Verrat komplett ignorierte. Die Frage ist aber,

wie diese Problematik – ich meine diese Quasidialektik von Treue und Verrat – seit dem 18. Jahrhundert zu einem solch zentralen Anliegen unterschiedlicher Übersetzungstheorien geworden ist, von dem gar angenommen wird, dass es das Wesen der Übersetzungspraxis im Innersten bestimmt? Die Menschen hätten begonnen, ihre Muttersprache als etwas Heiliges zu betrachten, antwortet Berman. Doch nicht nur das. Er vergisst uns zu sagen, dass zu der Zeit auch ein Nachdenken über die Ursprünge der gesellschaftlichen Ordnung, des Staates und der Sozialität als vertraglicher Vereinbarung eingesetzt hat. Das ist es, was die Bedeutung jener ethischen Dimension des sozialen und politischen Lebens erheblich gesteigert hat – und mit ihr die Frage von Treue und Verrat. Darüber hinaus haben die Menschen begonnen, ihr gemeinsames Dasein nach kulturellen Maßstäben zu betrachten, sie begannen, Nationen zu erschaffen, einzelne nationale Kulturen und Sprachen, eingeschlossen in homogene, klar abgegrenzte Räume. Das war das Zeitalter der Aufklärung im 17. und 18. Jahrhundert, in welchem das Fundament für die wichtigste politische Institution unserer Zeit, den Nationalstaat, sowie für die politische Struktur der modernen Welt, die Westfälische Ordnung, gelegt wurde. Meine These ist, dass unsere demokratisch politische Vernunft, wenn es sie überhaupt noch gibt, weiterhin dieser Ordnung gegenüber treu bleibt. Und zwar nicht weil die Werte, auf die sich die Westfälische Ordnung einst gegründet hat, noch immer intakt sind, sondern im Gegenteil, weil sie schon längst verschwunden sind.

### **Wage den Verrat!**

Es erscheint wie ein Zufall, doch lieber möchte ich glauben, dass es hier um eine innere Notwendigkeit geht: Ich werde nämlich auch vom Verhältnis der Übersetzung zum Konzept des Gesellschaftsvertrags sprechen, doch in einem historisch und ideologisch viel aktuelleren Sinne. Dabei geht es mir um einen Bildwechsel. Es wurde hier viel vom Regime der homolingualen Adressierung geredet, das für das Bild von homogenen, in sich geschlossenen, voneinander klar trennbaren und innerlich transparenten Sprachräumen verantwortlich ist und zugleich die Vorstellung von ebenso homogenen, einheitlichen, voneinander deutlich abgeordneten Sprachgemeinschaften – und damit auch von den Nationalstaaten als deren politischen Rahmen, – impliziert. Und das ist eben genau das Bild von der heutigen Europäischen Union, von Europa als einem Cluster von vielen einzelnen Sprachen, Kulturen, Nationen, Nationalstaaten, die eine gemeinsame soziale und politische Zukunft aufbauen. Doch es gibt etwas Falsches in diesem Bild, einen Makel, auf den ich euch aufmerksam machen will, da er auf eine widersprüchliche Eigenschaft der Homolingualität hindeutet. Jene Sprachräume, bzw. die ihnen entsprechenden sozial-politischen Räume sind gar nicht so homogen, wie es auf den ersten Blick erscheint. Vielmehr sind sie innerlich gespalten, genauer gesagt, zerfallen sie in Sphären unterschiedlicher politischer Bedeutung und in unterschiedliche Stufen der Transparenz, bzw. der Klandestinität. Mehr noch, es ist dasselbe Regime der homolingualen Adressierung, das für diese innere Spaltung verantwortlich ist. Und das alles hat schwerwiegende Folgen für die Bedeutung und Funktion dessen, was hier das Regime der Treue genannt wurde, und zu dem ich auch am Ende kommen werde.

Der Begriff der Übersetzung – und damit auch das Thema der Treue – spielt eine wichtige Rolle in einem modernen Revival der klassischen Theorie des Gesellschaftsvertrags. Die Rede ist von einer der prominentesten politischen Philosophien des liberalen Zeitalters: John Rawls Theorie der Gerechtigkeit.

John Rawls hat den Begriff der Übersetzung am traumatischen Punkt seines Konzepts der liberaldemokratischen Gesellschaft eingeführt, an der Trennlinie zwischen Privatem und Öffentlichem. Diese ist im Zeitalter radikaler Desäkularisierung zur echten Frontlinie geworden, entlang derer moderne Gesellschaften auseinander zu fallen und in den nichtendenden Krieg aller gegen alle zurück zu verfallen drohen, wie es heute der Fall ist bei dem düsteren Ergebnis des sog. Arabischen Frühlings. Dabei ist es zu einer Art doppeltem Versagen der Übersetzung gekommen. Zunächst war es die Übersetzung eines angeblich universellen Konzepts westlicher – und das heißt auch europäischer – Demokratie in ein lokales, „vordemokratisches“ Idiom einer nicht-westlichen Welt, die zutiefst kontaminiert sein soll durch Tribalismus, Ethnozentrismus, religiösen Fundamentalismus und Autoritarismus – eine Übersetzung, die zweifelsohne der Spur des alten imperialistischen Expansionismus folgt –, die in Chaos und Gewalt mündete. Sie reartikulierte einfach nur diesen einen nicht-westlichen Ort als historisch verspätet, d.h., noch nicht reif für die Demokratie. Doch gleichzeitig hat auch das politische Konzept der Übersetzung versagt, das in das Projekt der westlichen liberalen Demokratie als Instrument seiner universellen Übersetzbarkeit eingebaut war, um mit allen möglichen Partikularforderungen – besonders denen unterschiedlicher religiöser Gemeinschaften – umzugehen. In seinem Versagen hat es ein korruptes Element im Original selbst freigelegt, das dessen Übersetzung unmöglich macht.

Professor Stelmakh hat in diesem Kontext von Europa als einem Raum der gescheiterten Übersetzung gesprochen. Doch das Gebiet dieses Scheiterns müssen wir uns viel breiter vorstellen. Es schließt eben den politischen Raum der neuesten arabischen Krise ein. Ich sage Krise und könnte auch Chaos, Zerfall, Kollaps, Bürgerkrieg oder einfach Krieg sagen – ein Frühling war es sicherlich nicht. Das war ein origineller europäischer Begriff, dessen Übersetzung in die arabische Realität kolossal gescheitert ist. Denn man wollte sich nur in der Kontinuität einer sich unaufhaltsam verbreitenden und überall siegenden demokratischen Erneuerung wiedererkennen. Als hätten sich die so genannten demokratischen Revolutionen von 1989/90 in der arabischen Welt einfach fortgesetzt und den ideologischen Raum der europäischen Demokratie nach

Osteuropa jetzt auch in den Nahen Osten erweitert. Der Frühling steht eben für die Erneuerung, doch diese Erneuerung gab es nur im Begehren des europäischen Westens. Die Realität des postkommunistischen Ostens Europas scheint anders: kriminelle Privatisierungen, sozialer Verfall, ein Frühling der rechtspopulistischen und profaschistischen Bewegungen, Klerikalisierung, religiöser Fundamentalismus, antimodernistischer kultureller Konservatismus und, nicht zuletzt, blutige Bürgerkriege, ethnische Säuberungen wie im ehemaligen Jugoslawien ... warum hat man im Nahen Osten etwas anderes erwartet? Was historisch tatsächlich voran schreitet, ist eben dieses Scheitern der Europa-Übersetzung. Der Grund dafür ist nicht bei den schlechten Übersetzern zu suchen. Er liegt im Original selbst. Deshalb: zurück zu Rawls.

Wie wir wissen, konstruierte er in seinem konzeptuellen Reenactment der alten Gesellschaftsvertrag-Theorie die sogenannte Originalposition, einen imaginierten Standpunkt, projiziert hinter das, was er als „Schleier der Ignoranz“ bezeichnete: eine imaginierte Schwelle, die alle Eigenheiten wie Ethnie, Gender, Klasse, Religion etc. aus unserer Argumentation ausschließt. Diese vermag nun, geschützt und gereinigt von allen Partikularitäten, zwischen rivalisierenden Parteien zu schlichten – und zwar aus dem einzigen in ihrer Sphäre verfügbaren Wissen heraus: dem des generellen Prinzips der Gerechtigkeit.

Rawls revidierte später seine Argumentation – eine Konzession an die stärker werdende Ideologie des liberalen Multikulturalismus – und bezog den sogenannten Vorbehalt mit ein, welcher die Äußerung religiöser Argumente in öffentlichen Debatten erlaubt, sofern sie früher oder später in die Sprache der öffentlichen Vernunft übersetzt werden können.

Somit zerfällt die bürgerliche politische Sphäre in zwei quasi-sprachliche Räume, die gleichzeitig getrennt und verbunden sind durch Übersetzung, die diese Trennung in dieser Sphäre artikuliert und kontrolliert und gleichzeitig für ihre Homogenität sorgt.

In seinem eigenen Umgang mit dem Problem der Desäkularisierung übernimmt Jürgen Habermas im Grunde Rawls Übersetzungsvorbehalt. Auch er glaubt, dass

es religiösen Bürgern – die er als „monolinguale Bürger“ bezeichnet, da ihre religiöse Sprache die einzige sei, die sie verstünden – erlaubt sein sollte, ihre religiösen Argumente in der Öffentlichkeit zu äußern, sofern diese in eine Sprache übersetzt werden, die allen Bürgern zugänglich ist. Aber er sagt auch explizit, wer diese Übersetzung zu machen habe – nämlich die säkularen Bürger – und wo genau sie zu erfolgen habe: an dem, was er „institutionelle Schwelle“ nennt. Diese bezeichnet eine Begrenzung, die die sogenannte informelle Öffentlichkeit, die eine Artikulation religiöser Argumente zulässt und daher durch private Motivationen kontaminiert ist, von einer anderen abtrennt, eine Art reine oder originäre Öffentlichkeit, die der Parlamente, Gerichte, Ministerien, der öffentlichen Verwaltung, usf.

Innerhalb der informellen Öffentlichkeit, die wir uns nach dem multikulturellen Modell als Sphäre sprachlicher Diversität vorstellen können, herrscht eine Kakophonie – Habermas nennt sie das „Gewirr der Stimmen“ der öffentlichen Kommunikation – einander unverständlicher Sprachen verschiedener Religionen, oder wie Rawls sagen würde, umfassenden religiösen Lehren. Auf der Schwelle des institutionellen Teils der Öffentlichkeit platziert, in der keine religiösen Argumente zugelassen sind, lässt die Übersetzung – von Habermas explizit mit einem Filter verglichen – nur säkulare Beiträge passieren, reinigt die Sprache so von religiösen Eigenheiten und macht sie zu einer homogenen, vollkommen transparenten Sprache des säkularen Staates.

Somit ist die politische Sphäre der bürgerlichen demokratischen Gesellschaft mehrsprachig. Sie spricht mehrere Sprachen, von denen nur eine als eine Art Muttersprache angesehen wird – die Muttersprache des liberalen säkularen Staates. Aus der Perspektive dieser echten Sprache des Staates und der Gesellschaft erscheinen alle anderen Sprachen als fremde, weshalb sie übersetzt werden müssen. Und doch findet diese Übersetzung nur in eine Richtung statt. Die echte Sprache der Öffentlichkeit ist allen zugänglich und bedarf deshalb keiner Übersetzung?

Der Ursprung dieser Ambiguität liegt darin begründet, dass Habermas Übersetzung gemäß einer a priori gegebenen Homolingualität versteht, d.h.,

gemäß einer im Voraus schon bestehenden sprachlichen Einheit. So reduziert er deren Bedeutung auf eine Funktion der sprachlichen Reinigung und Homogenisierung.

Dies ist nur unter der Annahme einer homogenen Zielsprache möglich, einer Sprache der Öffentlichkeit, reduziert auf einen ausschließlich institutionellen Bereich. Jedoch scheint diese Sprache vor der Übersetzung nicht zu existieren. Vielmehr erscheint sie als deren Produkt, ein performatives Resultat der homolingualen Adressierung, auf welcher Habermas' Idee der Übersetzung gegründet ist. Dies ist der Grund, aus dem diese von jedweder religiöser oder doktrinärer Eigenheit gereinigte ultimative Sprache der politischen Öffentlichkeit selber sich – als Sprache, in die all die Sprachen der „informellen Öffentlichkeit“ übersetzt werden können und sollen – jeder weiteren Übersetzung entzieht. Es ist eine Sprache, in der jede Fremdheit letztendlich sublimiert ist, was sie zur Muttersprache einer Gesellschaft macht, die in einen demokratischen, säkularen Staat eingeschlossen ist. Sie allein vermag eine totale Transparenz der politischen Öffentlichkeit herzustellen, in der, im Sinne eines Aktes der Selbstreflexion, die Gesellschaft als Gesellschaft verankert ist. Wir sollten nicht vergessen, dass Habermas bereits in *Strukturwandel der Öffentlichkeit* von der Annahme ausgeht, dass öffentliche Diskussionen vollkommen verständlich und sprachlich transparent seien.

Auf der anderen Seite stellt sich die sprachliche Heterogenität, die der informellen Öffentlichkeit zugeschrieben wird, als bloße Pluralität bereits existierender, homogener Sprachen einer besonderen Religion, politischer Doktrin oder Weltanschauung heraus. Aus der Perspektive der Muttersprache einer Gesellschaft, also auf Seiten der angenommenen totalen Transparenz der richtigen, institutionellen politischen Öffentlichkeit, erscheint die sprachliche Diversität der informellen Öffentlichkeit als Sphäre einer spezifischen Klandestinität – der Klandestinität des sogenannten fremden Wortes.

An dieser Stelle sollten wir uns die „grandiose organisierende Rolle des „fremden Wortes“ vergegenwärtigen, von dem Voloshinov in *Marxismus und Sprachphilosophie* schreibt. Er definiert das „fremde Wort“ oder das

„fremdsprachige Wort“ primär als eines, das sich der allgemeinen Verwendung entzieht; es hütet sein Geheimnis, das von „Herrschern“ oder „Priestern“ entziffert werden kann und von jenen administriert wird, die die alleinige Macht über seine „wahre Bedeutung“ haben. Unschwer ist hier die homogene religiöse Sprache aus Habermas' informeller Öffentlichkeit zu erkennen. Dies erklärt auch sein Übersetzungsvorbehalt. Was die Religion der generellen Nutzung entfremdet hat, muss nun durch Übersetzung an der institutionellen Schwelle „allgemein zugänglich“ gemacht werden. Dies wird klar, wenn wir uns erinnern, dass Habermas Übersetzung im Grunde genommen dem psychoanalytischen Modell entsprechend denkt. Ihre primäre Aufgabe ist nicht einfach das Ermöglichen von Verständigung zwischen zwei Partnern, die verschiedene Sprachen sprechen, sondern vielmehr, eine Verdrängung aufzuheben, was er als Abspaltung eines Teils der Sprache von der öffentlichen Kommunikation versteht, in anderen Worten, als Privatisierung eines Teils ihrer Bedeutung. Das Ziel der psychoanalytischen Behandlung, welche Freud bereits explizit mit Übersetzung verglichen hat, ist es, Selbstreflektion zu ermöglichen, bzw. die Wiederaneignung eines vormals privatisierten – durch geistige Krankheit fremd und klandestin gemachten – Teils der öffentlichen Sprache, sodass das Selbst sich in seiner Gänze und Transparenz wiederherstellen kann.

Dies ist die Erklärung von Habermas' Modell der Säkularisierung: religiöser Sprache ist es erlaubt, an der Artikulation der Öffentlichkeit teilzunehmen, als Sprache, die der Gesellschaft entfremdet ist und die somit einen Teil des sozialen Bildungsprozesses verschleiert, der eng mit der Öffentlichkeit verbunden ist. Genauso wie der Patient, der sich im Zuge seiner Übersetzung bzw. seiner Selbstreflektion zusammen mit dem Analytisten die entfremdeten Teile seiner Entwicklungsgeschichte wiederaneignet, rekonstruiert auch die Gesellschaft durch Übersetzung als Selbstreflektion – kooperativ durch säkulare und nicht-säkulare Bürger getragen – ihren eigenen Bildungsprozess und auf diese Weise auch sich selbst in seiner Ganzheit und Transparenz.

Dies bestätigt eindeutig, dass Übersetzung für Habermas primär eine sozial formierende Funktion hat. Konkret gesagt, spielt sie eine zentrale Rolle im Bildungsprozess – ein Prozess nicht nur der kollektiven wie der individuellen

Selbstbildung, sondern auch ein Prozess, in dem Gesellschaft und Kultur sich untrennbar verbinden.

Doch genau indem sie ihre soziale Funktion erfüllt, öffnet Übersetzung ein Paradox ähnlich dem der sogenannten Theorie des Gesellschaftsvertrags, in dem liberale politische Konzepte noch immer die Gesellschaft zu gründen versuchen. Louis Althusser hat dieses Problem in seiner Beschäftigung mit Rousseaus *contrat-social-concept* aufgezeigt: bekanntermaßen ist der Gesellschaftsvertrag ein Vertrag zwischen Individuen und der Gemeinschaft. Doch im Moment des Abschlusses besteht der zweite Vertragspartner, die Gemeinschaft, noch nicht, da sie ein Produkt dieses Vertrages ist. So ist das Resultat des Vertrags – die Gemeinschaft, die vor dem Vertragsabschluss nicht existiert – vorab in die Konditionen dieses Vertrages eingeschrieben.

Habermas' Übersetzungsvorbehalt geht davon aus, dass Übersetzung zwischen zwei Sprachen vorkommt: einer religiösen Sprache, die in der sogenannten informellen Öffentlichkeit artikuliert wird und der Sprache der politischen Öffentlichkeit, die jenseits der institutionellen Schwelle gesprochen wird. Jedoch existiert im Moment der Übersetzung eine dieser Sprachen, und zwar die „Muttersprache“ des liberalen demokratischen Staates, noch nicht, da sie als Produkt dieser Übersetzung erst noch entstehen soll. Was die Filter-Metapher anbelangt –, wie gesagt, vergleicht Habermas die institutionelle Übersetzung explizit mit einem Filter, der ausschließlich säkulare Argumente extrahiert – hat diese Sprache die Form eines „Sprach-Filtrats“. Der Eindruck, dass sie bereits vor der Übersetzung existiert habe, ist tatsächlich ein Effekt einer bestimmten Repräsentation von Übersetzung, die uns notwendigerweise dazu nötigt, von bereits existierenden, voneinander getrennten und in sich geschlossenen Spracheinheiten auszugehen, kurz, dem performativen Effekt dessen, was Naoki Sakai als homolinguale Adressierung bezeichnet. Ich zitiere aus *Translation and Subjectivity*: „Nicht, weil zwei verschiedene Spracheinheiten gegeben wären, müssen wir einen Text in einen anderen übersetzen (oder interpretieren), sondern weil Übersetzung Sprachen so *artikuliert*, dass wir die Existenz von zwei Einheiten, der übersetzenden und der übersetzten Sprache, postulieren können, als wären sie autonome und geschlossene Entitäten durch eine *bestimmte*

*Repräsentation von Übersetzung.*“ So gewinnen wir den Eindruck, dass die Sprache einer authentischen politischen (institutionellen) Öffentlichkeit, die allen zugänglich sein soll, ebenso wie eine homogene religiöse Sprache, die der ersten fremd sein soll, bereits vor der Übersetzung existiert hätten.

Dieser Eindruck ist das Resultat eines bestimmten Modus der Adressierung, der einen ideologischen Charakter hat. Das bedeutet, dass ihm nicht einfach dadurch begegnet werden kann, dass er mit der Realität konfrontiert wird, da er selber konstitutiv für diese Realität ist. Der ideologischen Wahrnehmung einer homogenen sprachlichen Einheit liegt nicht nur unsere Wahrnehmung der Existenz einer homogenen religiösen Gemeinschaft, sondern auch einer liberal-demokratischen Gesellschaft zugrunde. Aus diesem Grund sagen wir, dass Übersetzung eine gesellschaftlich formative Funktion hat. Es ist die Übersetzung, die letztendlich aus einer Diversität verschiedener religiöser, ethnischer, doktrinärer, usw. sprachlicher Gemeinschaften eine homogene säkulare Gesellschaft macht.

Auch diese Gesellschaft ist eine sprachliche Gemeinschaft, aber eine, die nicht in „natürlichen“ – oder, aus Perspektive des säkularen Staates: entfremdeten, privatisierten – Sprachen gründet, sondern in einem sprachlichen Extrakt, das aus diesen natürlichen Sprachen gefiltert wird, und das als Muttersprache des säkularen Staates, bzw. der in ihm eingeschlossenen liberalen demokratischen Gesellschaft, angesehen wird. Die Natur/Kultur-Differenz, die hier klar herausgehört werden kann, erinnert wiederum an die Theorie des Gesellschaftsvertrags. Man kann sich leicht vorstellen, was Habermas und die liberale Theorie als Konsequenz für eine Gesellschaft erwarten würden, die den Übersetzungsvorbehalt ignoriert und die Schwelle zwischen Privatem und Öffentlichem nicht richtig bewacht: einen Regress hin zu einem Naturzustand, eine babylonische Konfusion von Idiomen und Sprachgemeinschaften, die sich nicht mehr auf ein gemeinsames Interesse einigen können, da sie nur noch einander fremde Sprachen sprechen. Kurz, eine Gesellschaft ohne die interne Schwelle zwischen Privatem und Öffentlichem, ohne die Grenzlinie, die durch den Übersetzungs-Filter gezogen wird, müsste kollabieren und in der einen oder anderen Form von Hobbes *bellum omnium contra omnes* enden.

Um zum Schluss zu kommen: Das Regime homolingualer Adressierung, das unser heutiges Verständnis von Übersetzung so gut wie unangefochten dominiert, korrespondiert strukturell und historisch mit der Herausbildung der bürgerlichen Sphäre, die noch immer das Rückgrat innerhalb des Systems der real-existierenden Demokratie bildet und weiterhin, vollkommen unbestritten, ein wichtiger Bestandteil des Projekts europäischer politischer Vereinigung bleibt.

Wie wir bei Rawls' und Habermas' Theorien des säkularen Staates gesehen haben, spielt das Konzept der Übersetzung, unter demselben Regime geschmiedet, eine entscheidende Rolle in Bezug auf die Art und Weise, in der dieses System die Werte, aus denen es sich begründet sieht, erschafft und erhält: den Rechtsstaat, bürgerliche Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz, Säkularität, Menschenrechte, etc. – allesamt Werte, die Europa angeblich im Originalzustand besitzt. In anderen Worten: Es geht nicht darum, wie das Konzept der Übersetzung auf der Basis der homolingualen Übersetzung die sozialen und politischen Bedingungen ihrer Daseinsmöglichkeit, die „objektive Realität“ separater Sprachen, Sprachgemeinschaften und Nationalstaaten performativ reproduziert, sondern wie das europäische System der real-existierenden Demokratie – die diese „objektive Realität“ separater Sprachen, Sprachgemeinschaften und Nationalstaaten zur Voraussetzung hat – sich selbst durch eben dieses Konzept ideologisch reproduziert.

Dies spielt eine entscheidende Rolle innerhalb der Strategie ihrer Selbstlegitimation. Es wäre vermutlich nicht übertrieben, zu behaupten, dass das Entfernen dieses Konzepts der Übersetzung aus der ideologischen Konstruktion des europäischen liberaldemokratischen Staates – beispielweise mit einem Verzicht auf das Regime der homolingualen Adressierung – zum Kollaps des gesamten Apparates führen würde. Können wir uns einen säkularen demokratischen Staat vorstellen ohne Übersetzung als Schwelle zwischen seinen separaten Sphären, die eine notwendige Bedingung für die Wertvorstellungen darstellt, auf denen er sich gegründet sieht? Können wir uns eine Demokratie ohne den Anspruch auf Transparenz und Rationalität der politischen Sphäre vorstellen, die durch übersetzerische Filterung an ihren Grenzen gesichert

werden? Können wir uns eine Gesellschaft und ihren Nationalstaat ohne ihre Muttersprache vorstellen, die durch homolinguale Übersetzung, sowohl in sprachlicher als auch politischer Hinsicht, hergestellt wird? Und können wir uns schließlich eine Demokratie – oder was immer diese zum besseren ersetzen könnte – jenseits der Homosozialität des Nationalstaates und seines Anspruchs auf eine einzigartige kulturelle, sprachliche oder ethnische Identität vorstellen? Können wir uns letztendlich ein demokratisches Europa ohne seine Nationalstaaten vorstellen? Nein, das können wir nicht – solange wir uns dem Regime der homolingualen Adressierung unterordnen. Es hat unsere – politische! – Vorstellungskraft gefangen genommen, maskiert als natürliches, selbsterklärendes Konzept einer relativ bescheidenen Form sprachlicher Praxis, genannt Übersetzung. Auch hat es unseren politischen Willen moralisch erpresst, indem es ihn in den irrationalen und furchterregenden Limbo zwischen Treue und Verrat gedrängt hat. Deshalb gibt es kein anderes Entkommen, als dieses Regime zu verraten. Und den Konsequenzen ins Gesicht zu sehen.

## Diskussion

Slansky: Genau das ist es, was der amerikanische Fernsehjournalist Bob Schieffer zu Edward Snowden in seinem Kommentar auf CBS News sagt: *Come Home And Face The Consequences* heisst der Artikel, oder auf Deutsch: „Komm heim und sieh den Konsequenzen ins Gesicht.“ In seinen Augen ist Snowden nicht etwa ein Held wie Rosa Parks oder Martin Luther King Jr., die die Bürgerrechtsbewegung anführten, die das Gesetz brachen und deshalb auch die Konsequenzen zu erleiden hatten. Letztere, sagt Bob Schieffer, haben nicht wie Snowden die nationale Sicherheit gefährdet, sind nicht weggelaufen und haben sich nicht in einem anderen Land versteckt, wie der nach Russland ausgereiste Snowden.

Für Schieffer gibt es also keinen Wert, wie z.B. Bürgerrechte, ohne „Heimat“. Man kann nicht das eine ohne das andere einfordern. Seine Helden der Bürgerrechtsbewegung haben sich für ihre Heimat geopfert, oder genauer gesagt, für einen Wert, von dem sie glaubten, dass er diese Heimat besser machen würde.

Für sie war daher das ganze Drama um Treue und Verrat kein Thema. Doch genau dazu ist es nun im Fall Snowdens gekommen, da der Wert, auf den er sich beruft, sich von „seiner“ Heimat abgelöst hat. Nun ist Treue vonnöten – um eine Heimat ohne Werte zu erhalten, oder um – wie Georg Simmel, den ich in meinem Vortrag zitiert habe, es formuliert hat –, eine gesellschaftliche Beziehung zu erhalten, nachdem der Grund für ihre Entstehung verschwunden ist. Darum ruft Schieffer Snowden nach Hause. Er verlangt von ihm eine Versöhnung von Wert und Heimat und eine Wiederbelebung der alten harmonischen Einheit beider aus der Zeit der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Und das ist der Grund, weshalb Schieffer Snowden auf so boshafte Weise bezichtigt, seine Handlungsmotivation aus einer privaten Pathologie zu beziehen. Wenn ich mich richtig erinnere, sagt er, dass Snowden nur ein narzisstischer junger Mann sei, der beschlossen habe, schlauer als der Rest der Amerikaner zu sein. Nicht nur leugnet dieser Fernsehkommentator die soziale Relevanz von Snowdens Akt, sondern er sieht darüberhinaus nichts sozial Relevantes in der Welt, die sich außerhalb der Heimat befindet. So konnte er mit Leichtigkeit das Drama von Treue und Verrat inszenieren und den NSA-Enthüller in der Rolle des reuigen Verräters imaginieren. Dieser Ruf: „Komm nach Hause und sieh den Konsequenzen ins Gesicht“ ist nichts anderes als eine moralische Erpressung, die auf keinerlei Wertvorstellungen basiert, außer auf einer leeren Anrufung von Ehre. Doch, zur Erinnerung, zusammen genommen bilden Ehre und Treue eine toxische Mixtur: *Meine Ehre heißt Treue* war das Motto der nationalsozialistischen *Waffen-SS*, das auf die Gürtelschnallen ihrer Mitglieder graviert war. Ich hoffe, man hat das nicht schon vergessen.

Van der Bredde: Gut, dass Sie den Fall Snowden wieder angesprochen haben. Bevor wir nämlich diese ganze Geschichte zum Ende führen, sollten wir nicht vergessen zu fragen, was genau ihn nun eigentlich zum Verräter gemacht hat. War er wirklich ein Freak, der öffentliche Transparenz auf naive Weise mit einem essenziellen amerikanischen Wert verwechselt hat, wie sie in ihrem Vortrag angedeutet haben? Da möchte ich auch was dazu sagen, und zwar im Kontext dessen, was ich über die Rolle der Übersetzung im liberaldemokratischen Staat dargelegt habe, bzw. über den der bürgerlichen

politischen Sphäre immanenten Widerspruch. Als Person, die für staatliche Institutionen – NSA und CIA – arbeitete, nahm Snowden, was die in der Öffentlichkeit verwendeten Sprachen anbelangte, im Grunde auch eine widersprüchliche Position ein. Auf der einen Seite war er eindeutig inmitten dessen verortet, was ich als Muttersprache des liberaldemokratischen Staates bezeichnet habe, der Sprache der staatlichen Institutionen, die, nach Habermas, allen Bürgern verständlich sein soll. Gleichzeitig war dies jedoch ein Ort der völligen Klandestinität, einer Sprache, die allein durch die Herrschenden selbst administriert werden kann, unabhängig davon, ob sie demokratisch gewählt sind oder nicht. Er war sozusagen eine menschliche Verkörperung dieses Widerspruchs, schicksalhaft situiert in der gemeinsamen Quelle von Licht und Dunkelheit des liberaldemokratischen Staates und seiner politischen Sphäre.

Slansky: Entschuldigen Sie, dass ich Sie hier unterbreche, aber der widersprüchliche Charakter einer solchen Position war bereits Kant klar. In seinem Essay über die Aufklärung stellt er fest, dass jene, die einen öffentlichen Posten oder ein Amt bekleiden, im Grunde dazu bestimmt sind, ihre Vernunft privat, d.h. nicht frei zu gebrauchen, da sie den Interessen der Gemeinschaft verpflichtet sind, deren Angelegenheiten sie lenken. So ist es genau diese Position innerhalb einer staatlichen Institution, die es einer Person verbietet, ihre Vernunft öffentlich zu gebrauchen. Was Kant als den öffentlichen Gebrauch der Vernunft bezeichnet, findet nur dann statt, wenn eine Person diese als „Gelehrter“ vor dem ganzen Publikum der Leserwelt anwendet. Nur dieser öffentliche Gebrauch der Vernunft ist tatsächlich frei, und zwar genau im Sinne jener Freiheit, die Voraussetzung für die Aufklärung ist.

Stelmakh: Doch diese Differenz zwischen privatem und öffentlichem Gebrauch von Vernunft kann auch mit Blick auf die unterschiedlichen Modi der Adressierung verstanden werden. Ich würde es so formulieren: Man macht insofern privaten Gebrauch von der Vernunft, als dass man seine eigene politische Gemeinschaft und ihre partikularen Interessen anspricht. Um einen politischen Begriff hierfür zu finden, könnte man dies als homosozialen Modus der Adressierung bezeichnen, was folglich sein sprachliches Pendant, die homolinguale Adressierung, impliziert. Der Gebrauch der Vernunft in diesem

Fallbeispiel bleibt auf den Rahmen einer besonderen Gemeinschaft begrenzt, die fast automatisch als spezifische Sprachgemeinschaft wahrgenommen wird. So bleibt sie auf eine – meist nationale – Sprache und innerhalb der Idee von deren exklusiver Transparenz und exklusiver politischer Wirkung begrenzt. Was ich sagen will, ist, dass man die Öffentlichkeit dann privat adressiert, wenn man damit eine Position einnimmt, die repräsentativ für eine bestimmte politische und sprachliche Gemeinschaft ist. Es ist diese Eingrenzung, die unsere Adressierung der Öffentlichkeit nicht nur ins Private wendet, sondern diese auch der Freiheit beraubt. Um es auf den Punkt zu bringen: Es gibt keine Freiheit und auch keine wahre Öffentlichkeit unter dem Regime der homolingualen Adressierung.

Slansky: Sie haben Recht – Ein öffentlicher Gebrauch der Vernunft dagegen kennt keine solchen Beschränkungen. Wir gebrauchen unsere Vernunft, wenn wir eine „Leserwelt“ jenseits irgendeiner spezifischen Gemeinschaft oder Sprache ansprechen. Und wir tun dies als „Gelehrte“, nicht als Repräsentanten dieser oder jener politischen oder sprachlichen Gemeinschaft, ja noch nicht einmal als Repräsentanten dieser oder jener akademischen Gemeinschaft. Es ist der Modus der Adressierung, der hier den „Gelehrten“ definiert, und nicht eine besondere professionelle Kompetenz. Ein „Gelehrter“ ist jener, der die gesamte Welt anspricht, deren Eingrenzung nur durch die Fähigkeit zu lesen markiert ist. Da diese Fähigkeit jegliche sprachliche und kulturelle Differenz ebenso wie politische Abgrenzungen zu überschreiten hat, setzt sie offenbar die Praxis der Übersetzung voraus. Dies bedeutet dann auch, dass wir es hier mit einer Art übersetzerischer Lesefähigkeit zu tun haben, die performativ in dem Adressierungsmodus des „Gelehrten“ heraufbeschworen wird.

Van der Bredde: Dies, glaube ich, wirft ein neues Licht auf Snowdens Verrat. Mit Sicherheit besteht dieser darin, wie Sie gesagt haben, den Gesellschaftsvertrag verletzt zu haben, in dem die heutige normativ-dominierende politische Form der Sozialität, der liberaldemokratische Nationalstaat, noch immer ideologisch verwurzelt ist. Die Frage ist jedoch, wie er das geschafft hat. Offensichtlich durch das Ausführen einer anderen Form der öffentlichen Adressierung, die die Beschränkungen seiner eigenen politischen Gemeinschaft und ihrer Interessen

überwindet, ebenso wie die Beschränkungen einer einzelnen Sprache. Konkreter: Snowden hat einen Wert angesprochen, der dieses spezielle Universum, genannt Heimat, verlassen hat – eine Transparenz, die aus dem eingehegten Raum einer Einzelgesellschaft herausgetreten ist, aus dem eindeutig markierten Bereich einer vermeintlichen kulturellen Originalität, aus dem konzeptuellen Rahmen einer Demokratie, die im Container des Nationalstaates eingeschlossen ist, aus dem Vokabular und der Grammatik einer einzelnen nationalen Sprache und ihrer jeweiligen Gemeinschaft. Doch hat er auch eine Transparenz angesprochen, die sich selber von dem quasi-dialektischen Clinch mit seinem „Spiegel-Wert“ befreit hat – ich meine die Geheimhaltung, die konstitutiv ist für jede institutionelle Artikulation der sogenannten nationalen Interessen. Diese Transparenz befreit zugleich ihn selber als Adressierenden als auch seine Adressaten, die kantische „Leserwelt“, oder, wie Naoki Sakai es heutzutage formuliert, die „nicht-aggregate Gemeinschaft von Fremden“, aus den Beschränkungen einer Öffentlichkeit, welche im Privaten eingeschlossen geblieben ist.

Es ist also klar, dass Snowdens Verrat in seinem radikalen Schritt in die Öffentlichkeit zudem eindeutig die öffentliche Anwendung von Vernunft im original kantischen Sinne einschließt. Doch da drängt sich die Frage auf, ob das nicht bedeutet, dass er genau mit diesem Akt seines Verrats auch als kantischer „Gelehrter“ gehandelt hat?

Slansky: Warum nicht? Sein Verrat ist ein politischer Akt par excellence, und zwar auf eine Weise, die gleichzeitig Wissen produziert und verbreitet. Dies impliziert und fördert eine emanzipatorische Hybridisierung radikaler demokratischer Politik und Wissensproduktion, deren Effekte die vergessenen Ideale der Aufklärung in Erinnerung rufen. Es ist ein Verrat, der performativ heraufbeschwört, was er normativ anspricht – eine übersetzerische Lesefähigkeit; eine Fähigkeit, politisch zu handeln und bewusst wahrzunehmen, was sich jenseits der Homosozialität des Nationalstaates, der Homolingualität einer Sprachgemeinschaft und auch jenseits der *gated communities* intellektueller und wissenschaftlicher Kompetenz befindet.

Wie sie sicherlich wissen, stützte sich das Projekt der Aufklärung auf das, was Kant als Mündigkeit bezeichnete, um zu funktionieren. Er definierte diese als Heraustreten aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit und Abhängigkeit, deren Ursachen nicht in einem Mangel an Intelligenz begründet seien, sondern in einem Mangel an Entschlossenheit und Mut, den eigenen Verstand frei, unabhängig und ohne Anweisung anderer einzusetzen. Bekanntermaßen fasste Kant diese Idee in dem berühmten Motto der Aufklärung *Sapere aude!* zusammen: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“, wie er es selber übersetzt hat, oder, gebräuchlicher: „Wage zu wissen!“

Ich behaupte jetzt, dass es genau dieses Prinzip der kantschen Mündigkeit ist, nach welchem wir Edward Snowdens Verrat verstehen sollten. Es setzt seine Befreiung vom selbstauferlegten Regime der Treue voraus. Um diese Mündigkeit jedoch zu erlangen, bedarf es der Entschlossenheit und des Mutes. So müsste daher das Motto der emanzipatorischen Transformation, die von *leakern* wie Snowden und Manning eingeläutet wurde, lauten: *Prodere Aude!*, „Wage den Verrat!“

Horwath-Meszaros: Wollen Sie damit etwa sagen, dass man die liberaldemokratischen Werte, die, zugegeben, ihre wahre Geltung immer noch im Rahmen des europäischen Nationalstaates entfalten, in denen jedoch die Europäer den wertvollsten Teil ihrer politischen Identität sehen, einfach verraten soll, wenn sich Europa einer wahrhaft demokratischen Zukunft gegenüber öffnen will?

Slansky: Warum nicht?

Van der Bredde: Wenn dem wirklich so ist, bin ich bereit, den Titel meines Vortrags zu ändern. Er sollte heißen: Wage den Verrat

## Literatur

Althusser, Louis, „Über Jean-Jacques Rousseaus 'Gesellschaftsvertrag'. Die Verschiebungen“, in: Ders., *Machiavelli - Montesquieu - Rousseau. Zur politischen Philosophie der Neuzeit (Schriften 2)*, übers. v. Henning Ritter u. Frieder Otto Wolf, Berlin: Argument, 1987, S. 131-172.

Anderson, Benedict, *Imagined communities: Reflections on the origin and spread of nationalism*. London: Verso, 1983.

Apter, Emily, „On Translation in a Global Market“, *Public Culture*, 13/1, Winter 2001, S. 1-13.

Balibar, Etienne u. Wallerstein, Immanuel, *Rasse, Klasse, Nation: Ambivalente Identitäten*, Hamburg; Berlin: Argument, 1990.

Balibar, Etienne, *Sind wir Bürger Europas?*, Hamburg: Hamburger Edition, 2003.

Benjamin, Walter, „Die Aufgabe des Übersetzers“, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. IV.1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1972, S. 9–21.

de Bary, Brett, „Translation and Redress. Post-structuralist and Post-Colonial Translation Theory“, <http://www.translating-society.de/conference/papers/12/>

Bellos, David, *Was macht der Fisch in meinem Ohr?: Sprache, Übersetzen und die Bedeutung von allem*, übers. v. Silvia Morawetz, Köln: Eichborn Verlag, 2013.

Berman, Antoine, *The Experience of the Foreign: Culture and Translation in Romantic Germany*, übers. v. S. Heyvaert, Albany: State University of New York Press, 1992.

Bhabha, Homi K., „Introduction: Narrating the nation“, in: *Nation and narration*, Homi K. Bhabha (Hg.), 1-8. London: Routledge, 1990.

Bhabha, Homi K., *Die Verortung der Kultur*, Tübingen: Stauffenburg, 2000.

- Bollenbeck Georg, *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1996.
- Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hg.), *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*, Tübingen: Stauffenburg, 1997.
- Buden, Boris, „Kulturelle Übersetzung: Warum sie wichtig ist, und wo damit anzufangen ist“, <http://translate.eipcp.net/transversal/0606/buden/de>
- Buden, Boris, „Übersetzen jenseits von Europa“, <http://eipcp.net/transversal/0613/Buden/de>
- Buden, Boris, „Eine Tangente, die den Kreis verrät. Über die Grenzen der Treue in der Übersetzung“, <http://translate.eipcp.net/transversal/0608/buden/de>
- Butler, Judith, „Universality in culture“, in: Cohen, Joshua (Hg.), *Martha C. Nussbaum with respondents, For love of country: Debating the limits of patriotism*, Boston: Beacon Press, 1996, S. 45-52.
- Chakrabarty, Dipesh, *Provincialising Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton; Oxford: Princeton University Press, 2000.
- Freud, Sigmund, „Briefe an Wilhelm Fließ“, in: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse*, London: Imago, 1950.
- Freud, Sigmund, *Traumdeutung*, Studienausgabe, Bd. II., (Hg.: Uexküll, Thure von und Grubrich-Simitis, Ilse), Frankfurt a. M.: Fischer, 1982.
- Gellner, Ernest, *Nations and nationalism*. Oxford: Basil Blackwell, 1983.
- Habermas, Jürgen, *Erkenntnis und Interesse*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1973.
- Habermas, Jürgen, *Die nachholende Revolution*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1990.
- Habermas, Jürgen, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1962.

Heilbron, Johan, „Structure and Dynamics of the World System of Translation“, <http://portal.unesco.org/culture/en/files/40619/12684038723Heilbron.pdf/Heilbron.pdf> (Zugriff: 10.05.2013)

Heilbron, Johan, „Toward a Sociology of Translation: Book Translations as a Cultural World-System“, *European Journal of Social Theory*, 2 (4), 1999, S. 429-444.

Herder, Johann Gottfried von, *Über die neuere deutsche Literatur. Werke in zehn Bänden*, Bd. 1, Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1767/1990.

Herzberg, Hendrik, „Some Dare Call It Treason“, *The New Yorker*, 28.06. 2013.

Hirsch, Alfred (Hg.), *Übersetzung und Dekonstruktion*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997.

Humboldt, Wilhelm von, „Einleitung zu Agamemnon“, *Aeschylos Agamemnon metrisch übersetzt von Wilhelm von Humboldt*, in: *Gesammelte Schriften*, Abt. 1, Werke I, Bd. VIII, (Hg.: Leitzmann, Albert), Berlin: B. Behr's Verlag, 1903-1936, S. 117-230.

Humboldt, Wilhelm von, *Über das vergleichende Sprachstudium*, Werke in fünf Bänden, Band 3, „Schriften zur Sprachphilosophie“, (Hg.: Flitner, Andreas und Giel, Klaus), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1963.

Jakobson, Roman, *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1969.

Jakobson, Roman, „Linguistische Aspekte der Übersetzung“, in: ders., *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988, S. 482-492.

Kant, Immanuel, „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?“, *Berlinische Monatsschrift*, Dezember-Heft 1784, S. 481-494, <http://www.uni-potsdam.de/u/philosophie/texte/kant/aufklaer.htm>

Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal, *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur*

*Dekonstruktion des Marxismus*, Wien: Passagen, 1991.

Laclau, Ernesto, *Emanzipation und Differenz*, Wien: Turia und Kant, 2002.

Lefevere, André, (Hg.), *Translation, History, Culture: a Sourcebook*, London; New York: Routledge, 1992.

Mezzadra, Sandro/Neilson, Brett, „Die Grenze als Methode, oder die Vervielfältigung der Arbeit“,

<http://translate.eipcp.net/transversal/0608/mezzadraneilson/de>

Mezzadra, Sandro, „Living in Transition. Toward a Heterolingual Theory of the Multitude“, in: *transversal 11/2007: Translating Violence*,

<http://translate.eipcp.net/transversal/1107/mezzadra/en>

Močnik, Rastko, *Tri teorije: Ideologija, nacija, institucija*, übers. v. Branka Dimitrijević, Beograd: Vesela nauka, 2003.

Močnik, Rastko, „Übersetzung im Feld ideologischer Kämpfe“,

<http://translate.eipcp.net/transversal/0606/mocnik/de>.

Musner, Lutz, *Kultur als Textur des Sozialen. Essays zum Stand der Kulturwissenschaften*, Wien: Löckner, 2004.

Nowotny, Stefan, „Kultur' und Machtanalyse“,

<http://translate.eipcp.net/strands/01/nowotny-strands01en/?lid=nowotny-strands01de>

Nowotny, Stefan, „Kontinua der Verwandlung. Sprachphilosophische und linguistische Aspekte der Übersetzung“, in: Buden, Boris/Nowotny, Stefan, *Übersetzung: Das Versprechen eines Begriffs*, Wien: Turia und Kant, 2008, S. 95-131.

Primavesi, Patrick, *Kommentar, Übersetzung, Theater in Walter Benjamins frühen Schriften*, Basel; Frankfurt a. M.: Stroemfeld, 1998.

Puntscher Riekman, Sonja, *Die kommissarische Neuordnung Europas. Das*

*Dispositiv der Integration*, Wien; New York: Springer, 1998.

Rawls, John, „The idea of public reason revisited“, *The University of Chicago Law Review*, 64(3), Sommer 1997, S. 765-807.

Sakai, Naoki, *Translation and Subjectivity. On „Japan“ and Cultural Nationalism*, Minneapolis; London: University of Minnesota Press, 1997.

Sakai, Naoki/Solomon, Jon (Hg.), „Translation, Biopolitics, Colonial Difference“, *Traces* N°4, Hong Kong: Hongkong University Press, 2006.

Schieffer, Bob, „Bob Schieffer To Snowden: Come Home And Face The Consequences“,

[http://www.realclearpolitics.com/video/2013/06/16/bob\\_schieffer\\_to\\_snowden\\_come\\_home\\_and\\_face\\_the\\_consequences.html](http://www.realclearpolitics.com/video/2013/06/16/bob_schieffer_to_snowden_come_home_and_face_the_consequences.html) (Zugriff: 20.08. 2013)

Schleiermacher, Friedrich, „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“, in: Hans Joachim Störig (Hg.), *Das Problem des Übersetzens*, Darmstadt: Henry Goverts Verlag, S. 38-70, 1963.

Simmel, Georg, „Treue: Ein sozialpsychologischer Versuch“, in: *Der Tag*, Nr.225, 10. 06. 1908, Erster Teil : Illustrierte Zeitung (Berlin).

Solomon, Jon, „Translation, Violence, and the Heterolingual Intimacy“, in: *transversal 11/2007: Translating Violence*, (<http://translate.eipcp.net/transversal/1107/solomon/en>).

Spivak, Gayatri Ch., *In Other Worlds: Essays in Cultural Politics*, New York: Methuen, 1987.

Spivak, Gayatri Ch., „The Politics of Translation“, in: Spivak, Gayatri Ch., *Outside in the Teaching Machine*, London; New York : Routledge, 1993, S. 179-201.

Spivak, Gayatri Ch., *A Critique of Postcolonial Reason: Toward a History of the Vanishing Present*, Cambridge, Massachusetts; London: Harvard UP, 1999.

Spivak, Gayatri Ch., „Questioned on Translation: Adrift“, ein Gespräch mit Emily

Apter, in: *Public Culture*, Volume 13, 1, Winter 2001, S. 13-23.

Spivak, Gayatri Ch., *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*, Wien: Turia und Kant, 2008.

Steiner, George, *Nach Babel: Aspekte der Sprache und des Übersetzens*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1994.

Störig, Hans Joachim (Hg.), *Das Problem des Übersetzens*, Darmstadt: Henry Goverts Verlag, 1963.

translate/eipcp (Hg.), *Borders, Nations, Translations. Übersetzung in einer globalisierten Welt*, Wien: Turia + Kant, 2008.

Spivak, Gayatri Ch., „Lohn der Vertiefung: Ein Plädoyer für das Übersetzen als Tätigkeit“, in: *Le monde diplomatique*, Nr. 10027, 08.02.2013,

<http://www.monde-diplomatique.de/pm/2013/02/08.mondeText.artikel,a0038.idx,5>

Trabant, Jürgen, „Europa spricht mit gespaltener Zunge“, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18. 10. 2012, S. 28

Venuti, Lawrence, (Hg.) *The Translation Studies Reader*, London; New York: Routledge, 2000.

Wallerstein, Immanuel, *Die Barbarei der anderen. Europäischer Universalismus*, Berlin: Wagenbach, 2007.